Walhalla:

Eine Monatsschrift zur Belehrung und Erheiterung.

1. Band. Philadelphia, Juli 1843. 1. Heft.

Jonathan Frock.

Novelle von Heinrich Zschokke.

In der Hauptstadt des Königsreichs, und vielleicht im ganzen Königreiche, war geraume Zeit lang kein gepriesener Mann, als Oberkriminalrath von Schwarz. Das Glück schien sich an ihm mit Gunstbezeugungen erschöpfen zu wollen. Sohn eines armen Leinewebers, hatte er mit Hülfe einiger Stipendien, die ihm als Jüngling von trefflichen Anlagen gegeben worden waren, die hohe Schule besuchen können und die Rechtswissenschaft gelernt. Fast ohne einen Heller Geld war er in die Hauptstadt gekommen, als Sachwalter sein Brod zu verdienen; er übernahm da einen schwierigen Rechtshandel, den man schon verloren gegeben; siegte vor den Gerichtshöfen; erwarb sich Ruf, und ward binnen Jahr und Tag einer der beliebtesten und beschäftigsten Anwälte. Durch Uebung und fortgesetzten Fleiß gewann er einen seltenen Grad der Vollkommenheit seines Berufs. Ueberall vorgezogen, mit Belohnungen, Geschenken, Ehrenbezeugungen und Schmeicheleien überhäuft, wurde er in die Kreise der angesehensten Männer eingeführt; in den besten Häusern vertrauter Freund. Er heirathete eins der schönsten und reichsten Mädchen der Hauptstadt; ward von den Ministern angestellt, von Amt zu Amt befördert, vom König geadelt; empfing dessen Orden; bald auch, wegen geleisteter Dienste, den Orden eines ausländischen Hofes mit reichem Jahrgehalt; und verschiedene Male ging die Rede, er werde Minister werden.

Kurz, es blieb nur Eine Stimme, der Oberkriminalrath von Schwarz sei der glücklichste Mann. Er hatte die glänzendsten Aussichten, großes Vermögen, bewundernswürdige Geisteseigenschaften, die liebenswürdigste Frau, schöne Kinder; mehr noch, als dies Alles, man kam auch darin überein, daß Niemand so vielen Glückes werth sei, als er. Herr von Schwarz war, als zärtlicher Gatte und Vater, als unermüdeter Arbeiter, als treuer Freund, als der angenehmste Gesellschafter, als der feinste und gefälligste Mann in der ganzen Umgegend bekannt.

Man soll sich aber nie vom Schein blenden lassen. Herr von Schwarz war in der That ein sehr unglücklicher Mann, und was noch mehr ist, keines Glückes würdig. Nicht seine Geschicklichkeit, nicht sein Fleiß, nicht seine Gabe, sich liebenswürdig zu machen, stand zu bezweifeln; wohl der Werth seines Herzens.— Er gehörte zu den Leuten, die durchaus nichts sind, als klug und nur klug; gesetzlich gerecht im Handeln, nach Umständen sogar mehr, als nur das. Geld, Ehre und Vergnügen war aber eigentlich die geheime Dreieinigkeit, für die er Alles that und opferte. Gewissen und Religiosität zu haben, war er zu aufgeklärt; sich vertrauensvoll in Gefühlen der Freundschaft einem Herzen anzuschließen, war er zu schlauer Menschenkenner. Er traute Keinem, weil er sich kannte, und die für Schwachköpfe hielt, welche nicht handelten, wie er. Er liebte sich aus natürlichem Triebe; jeden Andern aber, der wie er gewesen wäre, würde er gefürchtet haben. Er führte in seinem Hause unglückliches Leben. Er war da Despot. Seiner Frau begegnete er oft verächtlich. Seine Söhne, zwei hoffnungsvolle Knaben, zitterten wie Sklaven. Doch zuweilen zeigte er sich wieder unmäßig gütig gegen sie. Um ihre Erziehung konnte er sich nicht bekümmern. Er hatte wichtigere Geschäfte. Vom Elend seines Hauswe-

E184
G3A1 W3
v.1-2

sens wußte aber kein Mensch, als wer Genosse desselben war. Und wenn durch Geschwätz des Gesindes davon ruchbar ward, glaubte Niemand daran; oder man fand es sehr verzeihlich, daß ein Mann von seinen Geschäften Launen haben könne; oder man schob alle Schuld auf die Frau. Es fehlte ihr die nöthige Bildung, sie war keine Haushälterin, sie war ein Gänschen, und was man sonst zu sagen beliebte. Genug, Herr von Schwarz hatte immer Recht, und Jedermann Unrecht neben ihm.— Doch ward sein häusliches Trübsal von Wenigen bemerkt. Denn kam Jemand zu ihm, war im Hause Alles ein Herz und eine Seele; er der aufmerksamste, gefälligste Gatte, der gütigste Vater, und wieder gegen ihn Alles von Liebe und Traulichkeit voll. Niemand dachte daran, daß das nur eingeführter, guter Ton sei. — Man mußte seine Glückseligkeit bewundern.

Unter den Hausgenossen des Herrn von Schwarz befand sich seit zwei Jahren auch ein junger Mann, Namens Jonathan Frock. Er spielte die Rolle eines Lehrers oder Erziehers bei den Kindern, war aber so gut Sklave, wie alle Uebrigen im Hause des Oberkriminalraths. Herr von Schwarz besaß, möchte ich sagen, eine eigene Gabe, Jeden auf eigenthümliche Art zu quälen. Wenn er seiner Frau fühlen ließ, sie verstehe nicht Frau zu sein, besitze keinen Witz und Verstand, so sagte er dagegen dem Hauslehrer, er sei ein linkischer Mensch, der nicht wisse, wie sich geberden; von der Welt schiefe Begriffe habe; nie sein Glück machen werde; der von der Erziehung der Kinder keine Ahnung habe. Genug, Herr von Schwarz nahm immer den Ton des Erziehers vom Erzieher seiner Kinder an, und kränkte den armen Frock bitterlich.

Frock aber, zu schüchtern oder zu gut, schwieg. Auch ließ er sich's gefallen, wenn ihm der Herr Oberkriminalrath wöchentlich ein paarmal wiederholte, er betrachte ihn nur als Aufseher der Kinder, nicht als ihren Lehrer und Bildner. Und wagte es Frock je einmal, den Mund zu seiner Vertheidigung zu öffnen, konnte er sich darauf verlassen, daß Herr von Schwarz voll vornehmer Mitleidigkeit die Achseln zuckte, oder ihm den Rücken mit den Worten zuwandte: „An Ihnen ist Hopfen und Malz verloren.“

Bei dem Allem war doch nicht zu läugnen: seit Frock im Hause lebte, hatten sich Schwarzens Kinder, welche vorher die wildesten Buben gewesen waren, sehr gebessert. Sie hatten auch gegen die Mutter Gehorsam und Ehrfurcht gelernt, zuletzt sogar sich ihr mit Hochachtung und Liebe zugewandt, und aufgehört, wenn der Vater ihre Unarten gegen die klagende Mutter in Schutz nahm, Mißbrauch davon zu machen. Sie zeigten sich gesitteter, lernbegieriger, minder tückisch gegen Gespielen; hingen besonders mit unbeschreiblicher Zuneigung an Herrn Frock, der sie im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der deutschen Sprache, Geschichte, Erdbeschreibung und Dingen unterrichtete, von denen Herr von Schwarz wenig ahnete.

Als dieser einmal seine Söhne auf eine Reise mit sich genommen, und sie Nachts mit ihm im gleichen Zimmer des Wirthshauses schlafen mußten, sah er nicht ohne Erstaunen, daß die Kinder, nachdem sie sich entkleidet hatten, auf den Fußboden niederknieten.

„Was spielt ihr da für Komödie?“ rief er. Sie aber antworteten nicht, falteten die Hände, hoben die Augen gen Himmel und beteten. Erst der älteste von den Knaben, halblaut; dann schwieg er, und der jüngste fing an. Was sie sagten, war nich's Auswendiggelerntes; denn es bezog sich auf Dinge des vergangenen Tages. In das Gebet waren Vater und Mutter, Frock und einige Spielgefährten eingeschlossen.

Herr von Schwarz verlor kein Wort darüber. Die Sache kam ihm aber doch lächerlich vor. „Ich glaube,“ sagte er bei Hause nachher zu Herrn Frock, „ich glaube bei meiner Ehre, Sie sind am Ende Herrnhuter, und richten die Jungen zur Kopfhängerei ab. Wozu soll das Knien der Kinder Abends im Hemd? Wozu das Beten? Die Jungen verstehen noch nichts von Religion. Ich wünschte, sie würden durchaus davon nichts hören, bis sie zu reiferem Verstande kommen. Dann werden sie unbefangener und richtiger über dergleichen Dinge urtheilen können. Ich halte nichts von einer

OHIO STATE UNIVERSITY

gelernten Religion. Die Religion muß sich im Menschen aus seinem Innersten entfalten. — Was man auch Kindern von dergleichen Gegenständen sagt, sie begreifen's nicht; es wird Vorurtheil, schädliche Gewöhnung an Verstellungen, von denen nachmals bei reiferer Einsicht schweres Losreißen ist. Sind Sie denn etwa Herrnhuter?"

„Nein, das bin ich nicht!" erwiederte Frock.

„Was haben Sie für eine Religion? Sind Sie katholisch, oder lutherisch, oder reformirt?"

Frock ward feuerroth und schwieg mit schüchterner Verlegenheit.

„Reden Sie doch. Denn ich muß und will das wissen. Es darf mir nicht gleichgültig sein, mit welcher Art Vorurtheilen meine Kinder zuerst bekannt werden. Jede Kirche hat ihre Vorurtheile. Ich wollte, Sie könnten tanzen, Sie hätten mehr Anstand, mehr Aeußerliches. Das würde meinen Söhnen bessern Nutzen bringen, als in diesem Alter religiöses Geschwätz. Dafür haben Kinder weder Verstand, noch Bedürfniß.

„Erlauben Sie gütigst, Herr Oberkriminalrath, sagte Frock, „ich halte dafür, das Bedürfniß werde von Kindern tiefer gefühlt, als Sie vielleicht glauben. Unter Allem, was ein unverdorbenes, wißbegieriges Kind zu wissen begehrt, fragt es gewiß am theilnehmendsten nach dem Ueberirdischen, nach dem Entstehen und dem Grunde der Dinge, nach dem Schicksal des Geistes jenseits des Grabes, nach Gott, und wo und wie er sei? Solche Fragen bezeugen das Bedürfniß des Kindes und des in ihm wohnenden Gottesfunkens. Die erste Annäherung des kindlichen Herzens an die unsichtbare Welt gibt ihm das Bewußtsein der Menschenwürde und Kraft und Liebe zur Tugend, ohne welche der Mensch doch immer eine vielleicht liebenswürdige, aber gefährliche Bestie bleibt."

„Ganz richtig, Herr Frock; nur daß Sie, nach ihrer Gewohnheit, aus völlig unrichtigen Sätzen absegeln. Wer, in aller Welt, hat Ihnen denn weisgemacht, daß Kinder voller Sehnsucht nach dem Unsichtbaren und Ueberirdischen sind, weil sie gern um Dinge fragen, die sie nicht begreifen können? Wissen sie denn nicht, daß Kinder am liebsten von Gespenstern, Räubern, Feen, Taschenspielerstückchen und Allem hören, was wunderbar und unerklärlich ist? Darum fragen sie auch wohl eben so gern nach Himmel und Hölle, nach Gott und Engeln. Und was Sie ihnen davon sagen, es sei wahr oder nicht, glauben sie treuherzig und um so lieber, je außerordentlicher das ist, was sie hören. Merken Sie sich das, lieber Freund, wenn Sie anders bei der in ihnen schon zur Verknorpelung gediehenen Masse von Einbildungen sich noch eine einfache Wahrheit merken können: je unwissender ein Mensch, je geneigter ist er zum Glauben an das Wunderbare und Ueberirdische!"

„Darf ich, Herr Oberkriminalrath, darüber meine Meinung äußern?"

„Wie Sie wollen, — ich bin schon darauf gefaßt, etwas sehr Gescheites zu hören."

„Ich will nicht widersprechen: je unwissender der Mensch, je geneigter ist er zum Glauben an das Wundervolle und Höhere. Woher aber dieser Hang, der ihn vom Kleinsten und Gewöhnlichen zum Höchsten leitet? — Dieser Trieb liegt tief in der Menschennatur, ist unbestreitbar Wirkung und Sache seines Schöpfers. Wie jede Lichtflamme nie erdwärts, sondern immer zum Himmel lodert, von wannen doch das größte Licht strömt: so trägt jeder Geist in seinem Selbstgefühl, daß er mehr, als alles Irdische sei, zum höchsten Geiste aufstrebend. Er kann in Weg und Mitteln irren; aber sein Hang zum Höhern und Unvergänglichen ist Natur. — Gewinnt er mit der Zeit mehr Bildung: so wird er künstlicher, und das Künstliche erstickt oft sein natürliches Wesen. Er sieht bei mannichfaltigern Erfahrungen, daß er vormals in Weg und Mitteln irrte, und wird mißtrauisch gegen den Geistestrieb selbst, der ihn zum Glauben an das Ewige und Höchste zog. Er hält es für weiser, sich ganz dem Irdischen anzuschließen, will sich Alles natürlich erklären und natürlich machen; daß heißt, Alles in den Kreis der Gemeinheit und Vergänglichkeit einbannen; glaubt nun Alles zu verstehen und recht natürlich zu sein, indem er am wenigsten versteht, am unnatürlichsten ist, und selbst die Gesetze der Natur in seinem Innern be-

B2167

42021

streitet. Daß er aber unnatürlich sei, empfindet er, weil er in sich selber unglücklicher wird. Alle Unzufriedenheit des Menschen ist Frucht seiner Unnatürlichkeit, seines Widerspruchs mit sich selbst, weil er will, was er nicht soll. Erfahrung macht ihn endlich weiser. Und je mehr er lernt, je mehr sieht er, daß er auch den wunderbaren Bau des Grashalmes nicht begreifen kann, daß auch das Sonnenstäubchen auf Gott hindeutet. Je mehr er in Erkenntniß wächst, je überzeugter wird er, daß er wenig weiß. Der Halbwisser weiß das Meiste, der Weiseste fast nichts. Dieser nähert sich, aber freulich auf anderm Wege, noch einmal der Natürlichkeit des kindlichen Gemüths; und seine Wahrnehmung von Beschränktheit des Wissens gibt ihn wieder an den Glauben des Unsichtbaren, des Ewigen zurück."

„Guter Freund," sagte Herr von Schwarz, „ich kenne Ihre Leier schon, und erwiedere darauf nichts, als daß Sie viel Wahres und Halbwahres, mit einem starken Ansatz zur Mystik, den Sie haben, toll genug durcheinander mengen. Sie haben vermuthlich etwas in einem Buch gelesen, und nicht verstanden, und kramen das etwas verkehrt aus. Sie halten ihre Einbildungskraft für Tiefe des Urtheils, und machen damit beständig einen Mißgriff."

„Ich bitte, Herr Oberkriminalrath, mir wenigstens zu zeigen, wo mich in dem Gesagten die Einbildungskraft täuschte, oder wo ich etwas Gelesenes falsch verstand."

„Junger Mann, Sie sprechen vom Leben, als wenn Sie Alles, was das Leben in seinem Umfang besitzt, schon geschöpft hätten. Junger Mann, wenn Sie vom Kinde und von Unwissenheit reden, mögen Sie aus Erfahrung sprechen; aber wer von der Weisheit der Sterblichen reden will, gehört entweder selbst zu ihrem Rang, oder er hat so etwas aus Büchern genommen. Sprechen Sie nun aus Büchern; oder als Weisester aus Erfahrung vom Kreisgang des menschlichen Geistes? Doch wozu verderb' ich Ihnen die Zeit! Hauptsache bleibt: verschonen Sie meine Söhne mit Ihrem Krimskrams; Sie leisten mir einen Gefallen. Und dann, ich muß noch fragen: zu welcher Religion gehören Sie eigentlich?"

Frock erröthete wieder und sagte nichts.

„Ich bin gewohnt, eine Antwort zu hören, wenn ich frage!" rief Herr von Schwarz mit dem ihm eigenen Gebieterton.

„Herr Oberkriminalrath," sagte Frock endlich, „ich kann es nicht länger verschweigen. Sie verstehen, wie Keiner, die Kunst als Meister, den Menschen in sich selber zu vernichten, indem Sie ihm allen Glauben an eigenen Werth tödten. Ich würde Ihr Haus längst verlassen haben, trüge ich nicht alles Schmerzliche gern aus Liebe zu Ihren Söhnen, die mir an's Herz gewachsen sind. Ich will glauben, daß ich in Ihren Augen zu wenig Verdienst habe, um etwas zu gelten; aber sein Sie so großmüthig, mir mindestens mein Vertrauen auf mich selbst zu lassen."

„Sehen Sie, Frock, das sind nun wieder Ihre gewöhnlichen Sprünge. Möchte ich mich bemühen, Sie zu Verstand zu bringen, zu richtigerer Ansicht der Dinge, so ist's gefehlt. Meinethalben, wenn Sie aus dem Hause gehen wollen, ich sperre Sie nicht ein. Meine Knaben sind ohnedem Ihrem Unterricht entwachsen. Die Jungen sollen Sprachen, Lateinisch, Griechisch lernen; Sie verstehen nichts davon. Ihnen gehen alle gründlichen Kenntnisse ab. Thun Sie also, was Sie wollen. Aber denken Sie an mich: wohin Sie in der Welt kommen, Sie werden allenthalben zu kurz kommen. Einbildung von sich, völlige Unbeholfenheit in den einfachsten Lebensverhältnissen wird Sie in's Elend führen. Wo haben Sie auch nur einen einzigen Menschen, der Sie auszeichnet oder schätzt? Müssen Sie nicht mitten in der Hauptstadt, wie ein Einsiedler, leben? — Meinethalben, thun Sie, was Sie wollen!"

Damit wandte sich Herr von Schwarz ab, und Frock ging traurig zu seinen Zöglingen.

Dergleichen Unterhaltungen waren keine Seltenheit zwischen beiden Leuten. Frock verließ das Haus darum doch nicht. Wirklich hing er mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an den Knaben, die er erzog. Gewöhnlich schloß er sie, nach den Gesprächen mit ihrem Vater, heftiger, auch wohl mit nassen Augen an sein Herz, und sagte: Ihr seid ja die Einzigen, die mich verstehen und werth halten! Verlier' ich euch, verlier' ich Alles.

13022

Frock war aber auch, hätte er das Haus verlassen, ohne alle Aussicht. Vermuthlich wußte das der Kriminalrath sehr gut, so wie er auch nicht vergaß, daß Frock in dürftigen Umständen zu ihm gekommen war. Weil Schwarz eben einen Hauslehrer bei seinen Kindern, oder vielmehr einen Aufseher bei ihnen brauchen konnte, hatte er ihn fast nur um Obdach und Beköstigung aufgenommen. Ueber Gehalt und Lohn ward nichts bedungen. Was Schwarz gab, ward immer wie Geschenk und Gnade angesehen, und reichte kaum zu anständiger Bekleidung der Person hin. Aber gerade dies war dem Oberkriminalrath recht. Es sollte in seinem Hause Alles und Jedes in Abhängigkeit von seiner jeweiligen Laune stehen.

Jonathan Frock lebte daher sehr eingezogen und still. Gesellschaft sah er selten. Er war nirgends heiterer, offener, herzlicher, als bei seinen zwei kleinen Freunden, die er bildete; sonst zurückhaltend und schüchtern. — Wenn man ihn nur ein wenig zutraulich machte, verklärte sich sein ganzes Wesen. Er ward lebhafter, offener, beredtsamer; seine Augen blitzten von einem innern Feuer. Eine gewisse Gutmüthigkeit nahm für ihn ein. Das Alles verschwand und erlosch aber eben so schnell, als man ihm verspüren ließ, er sei fremd und am unrechten Orte. — Im Schwarzischen Hause war ihm ein verschlossenes Wesen beinahe zur andern Natur geworden. Frau von Schwarz zog ihn so wenig als ihr Mann hervor. Sie stand in gleichem Verhältniß stolz und abstoßend gegen ihr Hausgesinde—und dazu rechnete sie auch den Aufseher ihrer Kinder, — als ihr Mann gegen sie. Durch hohen Ton glaubte sie den Leuten diejenige Ehrfurcht wieder einzuflößen, welche ihr des Eheherrn unartiges Betragen zu rauben drohte. So blieb zwischen ihr und dem Hauslehrer eine noch größere Kluft, als zwischen ihm und Herrn von Schwarz.

Es war Frock übrigens ein nicht übler Mann, seinem Aeußern nach; zwar nicht schön, aber wohlgewachsen. Er hatte ein offenes, angenehmes, aber blasses Gesicht, das durch ein pechschwarzes krauses Haupthaar noch bläßer ward; zarte, weiße Hände, um die ihn manches Mädchen beneiden konnte; eine weiche, seelenvolle Stimme und viel Bedeutsamkeit in seinen Geberden, wenn er lebhafter redete. Er mochte ungefähr achtundzwanzig Jahre alt sein. Dabei war er im Aeußern, so einfach er auch gekleidet sein mochte, ungemein sauber. Aus allen seinen Reden leuchtete religiöser Sinn. Doch ging er selten zur Kirche, oder nie. Oft, wenn er recht heiter zu sein schien, und sein Auge lachte, und er sich der Freude ganz hingeben zu wollen Neigung wies, konnte er plötzlich verstummen. Man sah, daß Trauriges in ihm vorging. Zu manchen Zeiten konnte er bei gleichgültigen Gesprächen in Verlegenheit gerathen, und ohne Veranlassung erröthen. Immer ein Beweis, daß er reizbar, oder, wofür auch die Blässe seines Gesichts sprach, von unsicherer Gesundheit war. Herrn von Schwarz aber, mit seinem Kriminalrichterblick, ahnete aus dergleichen Verwandlungen etwas Böseres. Er hatte es verschiedene Male darauf angelegt, ihn auszuforschen. Doch kam er damit nicht weiter, als daß er erfuhr, Frock sei aus dem Elsaß gebürtig; von armen Aeltern; eine Zeit lang unter den französischen Fahnen, als gemeiner Soldat, gestanden; in der Schweiz, in Italien, in Aegypten gewesen; am Schenkel durch eine Kugel verwundet, des Kriegslebens satt geworden; endlich, und vermuthlich ohne Urlaub, davon gelaufen.

Weil sich Frock übrigens im Hause untadelhaft und friedlich aufführte, ließ es der Oberkriminalrath dabei bewenden. Dieser hielt ihn ohnedem für einen ganz unbedeutenden Menschen, und glaubte nichts weniger, als daß derselbe je bedeutenden Einfluß auf sein Schicksal haben würde.

Wenige Wochen nach jener Unterredung ereignete sich ein Vorfall, der den Bruder Wunderlich, wie Herr von Schwarz seinen Knabenaufseher nannte, plötzlich aus dem Hause entfernte.

Dieser unterrichtete eines Tages die Kinder in der Geschichte, und eben redete er mit der ihm eigenen Wärme von der muhamedanischen Religion, von dem Vortrefflichen, was der Koran der Türken enthalte, von den Tugenden, welche bei Bekennern des Propheten von Mekka oft häufiger, als unter Christen, gefunden würden. Herr von Schwarz kam dazu, hörte dies eine Weile lächelnd, aber bit-

ter lächelnd an, denn er war übelgestimmt.— Er hatte zufällig erfahren, daß man sich am Hofe über eine von ihm eingegebene Schrift, die Reform des Justizwesens betreffend, ein wenig lustig gemacht habe. So brach er Gelegenheit vom Zaun, und ließ seinen Unmuth in ärgerlichen Spott gegen den blassen, duldsamen Verkünder des arabischen Propheten aus. Dieser schwieg und stierte trübsinnig vor sich hin. Die beiden Knaben hörten nicht auf den Vater, sondern sahen traurig ihrem Lehrer nach den Augen, als wollten sie ihn trösten; und legten ihre Hände auf seine Achseln, als wollten sie sagen: Beruhige dich, wir gehören dir doch an.

Den Auftritt unterbrach das Erscheinen des Majors von Tulpen, eines verabschiedeten königlichen Offiziers, der von Zeit zu Zeit in das Haus zu kommen pflegte. Denn er war mit der Frau von Schwarz verwandt, und glaubte mit dem Oberkriminalrath guter Freund zu sein. Er hatte demselben in frühern Jahren wesentliche Dienste geleistet, als der Major noch nicht verabschiedet, und Herr von Schwarz noch ein wenig bekannter Mann war. Damals hatte Schwarz mehr denn anderthalb Jahre unentgeldlich beim Major gelebt, der ihm auch durch Empfehlungen den Weg zu seiner nachmaligen glänzenden Laufbahn öffnen half. Herr von Tulpen war ein ganz wackerer, aber etwas hastiger Mann, der viel von seinen mitgemachten Feldzügen zu erzählen wußte, auch gern erzählte, nur daß es ihm etwas an Zahlen- und Namensgedächtniß fehlte.

Diesmal brachte ihn wirklich der Abgang seines Zahlensinns zum Herrn von Schwarz.

„Ich bin in einer verdammten Verlegenheit, Herr Gevatter Oberkriminalrath!" rief er: „Sie müssen mir einen Liebesdienst thun."

„Von Herzen gern, mein Bester!" sagte Herr von Schwarz: „Ich höre hier mit Vergnügen dem Unterricht meiner Kinder zu, und das Lob der türkischen Religion von den Lippen der Unmündigen. Wir wollen uns von den Muselmännern nicht in den Tugenden der Freundschaft, Großmuth und Dankbarkeit oder Barmherzigkeit übertreffen lassen."

„Desto besser! So treff' ich's gut!" rief Herr von Tulpen: „Denn ich muß Geld haben, und sollte ich's stehlen. Kommen Sie; nur ein paar Wörtchen im Vertrauen."

Das Wort Geld stimmte den Herrn von Schwarz doch etwas um. Er war gar nicht gewohnt, daß ihn der Major um Gefälligkeiten bat, noch weniger um Geld. Er hoffte daher eine allfällige Bitte um Geld desto leichter beim Major zu unterdrücken, wenn er es nicht zu einer Unterredung unter vier Augen kommen ließ.

„Sprechen Sie nur ganz frei," sagte er, „ich habe vor meinen Kindern und ihrem Lehrer nie ein Geheimniß. Nur heraus mit Ihrem Geschäft."

„Zum Kukuk, das ist ganz gut!" sagte der Major verlegen: „Aber ich möchte doch meine verdammte Lage nicht jedem offenbaren."

Eben das wollte Schwarz, und darum blieb er in der Unterrichtsstube, trotz allem Bitten und Fluchen des Majors, dessen Aengstlichkeit in allen Mienen zitterte. Und was dieser ihm sagen mochte, Schwarz drehte es immer mit vieler Laune in Spaß um. Der Major lief einige Male auf und ab (Schwarz hoffte, er werde aus der Stube laufen,) blieb dann stehen, schwenkte den etwas abgerissenen Kriegerhut dreimal im Ring herum und sagte: „Sehen Sie, muß mich der Kobold reiten— mach' ich den dummen Streich — wie ich nun so bin—lasse mich von dem Kaufmann—Kaufmann Dings da—ei, Sie wissen ja, mein Nachbar ist's, der Bankerot machte und davon gegangen ist—kurz und gut, lasse mich vor Jahr und Tag von ihm breit schlagen, Bürge zu werden um tausend Gulden, ich, der ich keine tausend Gulden im Vermögen habe—soll nun zahlen—bedenken Sie, ich, der keine tausend Groschen hat . ."

„Das ist allerdings schlimm!" erwiederte Herr von Schwarz ungemein ernst und höflich. „Sind Sie einziger Bürge?"

„Einziger! denken Sie, und wie in dem verdammten Wisch steht, mit gesammtem Habe und Vermögen, jetzigem und künftigem.— Hab's nun wohl vor Gericht deutlich erklärt, ganz deutlich, hätte keine tausend Groschen; sagt' es auch dem Finanzrath Dings da, dem ich die tausend Gulden zahlen soll. Man zuckte die Achseln, und ich zuckte sie auch. Und so

gingen wir auseinander. Nun meinte ich, es sei vor der Hand, leider zum Schaden des Finanzraths, abgethan. Sieh' da, wart' ich auf das Quartal von meiner Pension, warte drei, vier Wochen. — Will nichts kommen. Kein Groschen im Hause; die letzte Kartoffel verkocht; drei Wochen keinen Bäcker bezahlt; der Fleischer schickt ein Conto. Ich muß gelebt haben. — Meine beiden Mädchen haben auch Fleisch und Blut. Ich laufe in die Kriegskanzlei; denke, sie haben's vergessen. Zuckt der Kriegsrath Dings da die Achseln, und sagt: Thut mir leid; Finanzrath Dings da hat auf Ihre Pension durch die Gerichte Beschlag legen und sie beziehen lassen. Das wissen Sie ja. Hol' ihn der Geier, sag' ich, ich weiß nichts davon. Laufe zum Finanzrath Dings da. Der zuckt die Achseln, und sagt: Das Gericht hat Sie für den Kaufmann Dings da, als seinen Bürgen, zum Zahlen verurtheilt. Sie wissen's ja. Hol' der Geier das Gericht, ich weiß nichts davon. Wovon soll ich leben mit meinen beiden Töchtern? Komme mit dem Majorstitel und halber Hauptmannsgage kaum ohne Hungerleiderei durch. Biete aber doch dem Finanzrath Dings da vierteljährlich fünf Thaler an; will so, will's Gott, ehrlich abzahlen nach und nach, wenn auch langsam. Er zuckt die Achseln. Hol' der Geier die Achselzucker. Nun komm' ich zu Ihnen."

Der Oberkriminalrath nahm sich wohl in Acht, die Achsel zu zucken, sagte aber doch: „Allerdings, das steht schlimm. Sie haben gefehlt, daß Sie die Bürgschaft so leichtsinnig übernahmen. Hier läßt sich nichts mehr ändern, auch nicht gegen den Spruch des Gerichts rekurriren."

„Will auch das Gericht nicht kuriren; aber Gevatter Oberkriminalrath, kuriren Sie mich von meiner Herzensnoth. Habe sonst und kenne sonst Keinen, als Sie. Darum komm' ich zu Ihnen. Schießen Sie mir die tausend Gulden vor. Wissen Sie was? Jährlich zahl' ich Ihnen fünfzig Gulden zurück. Ich will von Ihnen nichts geschenkt. In so und so viel Jahren haben Sie Alles wieder."

„So und so viel heißt hier aber zwanzig!" sagte Herr von Schwarz, und senkte den Kopf bedächtlich vor sich auf die Seite nieder.

„Nun ja, zwanzig!"

„Gut! Aber, mein Bester," fuhr der Kriminalrath fort, und that drei leise Schritte rückwärts, „wenn man nur immer bei Kasse wäre. Zum Beispiel, ich bin jetzt ohne Baarschaft."

„Ihnen leiht Jeder."

„Ich habe meine Schulden. Sie wissen das nicht. Ich wäre diesmal außer Stande, Ihnen zu helfen."

„Außer Stande?" lallte der Herr von Tulpen, und konnte lange kein Wort mehr vorbringen: „Oder sagen Sie deutsch heraus: Sie wollen nicht."

„Am Willen, bester Major, fehlt's nicht: aber das Können!"

„So möchte ich mir noch für einen Groschen Pulver kaufen, und mir die Kugel durch den Kopf schießen. Dann müssen Sie meine kleine Leonore erhalten; Sie sind ja ihr Taufpathe!"

Der Kriminalrath zuckte statt aller Antwort die Achseln. Der Major gerieth in wahre Todesangst, und flehte auf's rührendste. Fest, höflich, doch herzlich, lehnte Herr von Schwarz Alles ab. Zum Glück meldete ihm ein Bedienter einen fremden Herrn an. Er verneigte sich und ging.

„Sie wollen also nicht?" schrie ihm der alte Major nach.

„Kann nicht!" sagte der Kriminalrath kalt unter der Thür, und verschwand.

Dem Major brachen die Knie. Er setzte sich oder sank vielmehr auf einen nahen Sessel; blieb lange unbeweglich, zerdrückte endlich seinen alten Hut mit Ingrimm, und rief wie ein Verzweifelnder, das Auge gen Himmel wälzend, mit schauerlicher Stimme: „Soll ich denn mit meinen Kindern verhungern?"

Frock hätte sich mit seinen Zöglingen längst schon gern entfernt gehabt. Er war aufgestanden. Immer hatte er den Major mitleidsvoll betrachtet. Jetzt trat er schüchtern zu ihm, und sagte ehrerbietig und leise: „Warten Sie nur noch einen Augenblick!"

„Hol' Euch der Geier!" — fuhr ihn der Major donnernd und mit glühendem Gesicht an.

„Warten Sie doch nur einen Augenblick!"

wiederholte Frock mit einer bittenden Geberde, und ging eilig davon. Nach wenigen Minuten kam er wieder, trat auf den Zehen zum Major, und hielt ihm mit der Hand eine Schnupftabacksdose hin. Der Herr von Tulpen achtete auf ihn nicht, und saß in sich vertieft da.

„Nehmen Sie!" sagte Frock.

„Fort!" schrie der Major, und zuckte mit dem Stock in der Hand: „Bin ich Sein Narr? Ich schnurfe nicht.".

„Diese Dose ist mehr als tausend Gulden werth. Ich gebe sie Ihnen. Nehmen Sie sie nur, Herr Major."

Der Major sah die Dose seitwärts verdrießlich an, riß aber doch die Augen auf, als er sie wunderbar strahlen sah, und die beiden neugierig hinzudrängenden Knaben einmal über das andere ihr: „Oh! oh!" riefen. Es war eine kostbar gearbeitete goldene Dose mit Schmelzwerk, in einem Viereck von großen Diamanten leuchtend.

Herr von Tulpen sah bald die Dose, bald den Geber an. „Was soll denn das?" fragte er.

„Nehmen Sie, Herr Major. Damit können Sie Ihre Schuld bezahlen. Ich gehe mit Ihnen zum Juwelier; er soll sie schätzen. Kommen Sie."

„Herr," rief der Major mit sanfterer Stimme und stand an, „wer sind Sie?"

„Ich heiße Jonathan Frock."

„Jonathan Frock?—und das Ding da, glauben Sie, sei tausend Gulden werth?"

„Unter Brüdern mehr!" erwiederte Frock: „Kommen Sie!"

„Und Sie wollen meine Schuld damit tilgen?"

„Gewiß und gern."

„Aber wer sind Sie?

„Jonathan Frock, Lehrer bei diesen Kindern."

Da ward der Alte stumm. Er sah den jüngen Mann lange an, bis er nichts mehr sehen konnte; das Wasser trat ihm in die Augen. Dann schlug er die Arme um den Jüngling, und sagte leise mit schmerzlich gebrochener Stimme: „Nun denn, Jonathan, so laß mich dein David sein!"

Frock beruhigte ihn, nahm ihn und führte ihn zum Juwelier. Dieser schätzte die Dose auf zwölfhundert Gulden; und da man sie ihm zum Verkauf bot, nahm er sie endlich auch um den Preis an, wiewohl er tausendmal betheuerte, sich in der Schätzung übereilt zu haben.

Beide gingen zum Gläubiger des Majors. Die Schuld ward abgethan, dem Major der Vierteljahrsgehalt zurückgestellt, bei der Kriegsrechenkammer Alles berichtigt.

Unterdessen hatte der Oberkriminalrath von seinen Kindern die ganze Begebenheit erfahren. „Eine goldene Dose mit Brillanten!" rief er zehn- und zwanzigmale: „Wie kommt der Schlucker zu einer goldenen Dose?"—Die Antwort hatte er eben so schnell gefunden, als die Frage. „Gestohlen!" dachte er, ließ einen Schlosser rufen und Frocks kleinen Reisekoffer eröffnen. Er untersuchte selbst, ob noch Kostbarkeiten darin verborgen wären, und fand, außer einigen beschmutzten Schriften, einiger Wäsche und Kleidern, nichts.

Er hatte die Arbeit eben vollendet, als Frock mit gewöhnlicher bescheidener Art in die Stube trat, und sich ehrerbietig verneigte. Wie aber seine Augen auf den erbrochenen Koffer fielen, verwandelte sich plötzlich seine Miene; vom Erstaunen ging er zum Ernst, vom Ernst zum Zorn über. Er ward wieder der napoleonische Soldat, der er gewesen; packte mit gewaltiger Faust den Oberkriminalrath an der Brust, schüttelte ihn dreimal her und hin, und warf ihn dann gegen die Wand.

„Wessen haben Sie sich angemaßt? Halten Sie mich für einen Dieb?" rief Frock mit erschütternder, löwenhafter Stimme: „Wer gab Ihnen Macht und Fug, fremdes Eigenthum zu durchstören und heimlich Schlösser zu brechen? Bin ich verdächtig, gibt's keine Gerichte? Kennen Sie die Gesetze?"

Der Kriminalrath fiel bei dieser äußerst unerwarteten Haupt- und Staatsaktion ein wenig aus der gewöhnlichen Fassung. Er gestand nachmals selbst, er habe hier zum ersten Mal in seinem Leben die Geistesgegenwart verloren. Zu verargen war ihm das eben nicht.— Denn, ungerechnet, daß er über eine verbotene That ertappt worden war, lag in Frocks Verwandlung etwas wahrhaft Erschreckliches und Unbegreifliches. — Dieser sonst so schüchterne Mensch hatte den Muth, einen Oberkriminalrath zu schütteln; er, sonst wie ein Lamm, war

schrecklich mit seinem Flammenblick und Ernst; seine donnernde Sprache schien ihm eben so wenig zu gehören, als die Riesenkraft des Arms.

Frock wies dem Herrn von Schwarz mit gebietendem Zeigefinger die Thür, und dieser, bleich und odemlos eine Entschuldigung stammelnd, verließ das Stübchen; hatte aber kaum mit dem Fuß das feindliche Gebiet verlassen, als er sich mit kriminalrichterlicher Majestät wieder umwandte und zurückrief: — „Herr Frock, Sie verlassen auf der Stelle mein Haus!"

Ohne Zweifel war Frock gleicher Meinung; denn er hatte schon aus dem Fenster einen Kerl von der Gasse heraufgewinkt, der ihm den Koffer tragen sollte, welchen er, nach Durchmusterung der darin befindlichen Papiere, und Füllung mit eigenen Kleidern und Büchern, sogleich verschloß. Er suchte seine beiden Zöglinge auf, drückte sie mit stummer Liebe weinend an seine Brust, und verließ das Schwarzische Haus auf ewig.

Sehr zeitig kam am folgenden Morgen der Herr Major von Tulpen. Er fand die Frau von Schwarz allein; ihr Mann war in Geschäften ausgefahren. „Desto besser, gnädige Frau!" sagte der Major; „denn ich suche ihn auch nicht, und werd' ihn in dieser Welt schwerlich wieder suchen. Hat mich in meiner Todesangst verlassen, darum wird mich auch die Todesangst nicht wieder zu ihm treiben mögen. Aber wo ist mein Jonathan?"

„Ihr Jonathan, Herr Major? Ich kenne ihn nicht."

„Was, meinen Jonathan nicht? — Er heißt eigentlich — nun doch — Jonathan Pfropf oder Kropf — Sie kennen ja den Dings da! Er ist Ihr Hauslehrer."

„Ach, den Frock. Er ist nicht mehr bei uns. Mein Mann jagte ihn gestern aus dem Hause."

„Aus dem Hause? Was? weil er großmüthiger als Ihr Mann war? Was, aus dem Hause? — Ich bin ein armer pensionirter Kriegsknecht, habe nicht mehr als so und so viel Quartalgeld, aber den Jonathan Dings da will ich zu mir nehmen lebenslang und ihn todtfüttern."

„Nehmen Sie sich in Acht. Er ist ein schlechter Mensch. Gutes Gewissen hat er nicht, das haben wir längst bemerkt. Sie könnten sich einen schlimmen Gesellen in's Haus setzen."

„Einen schlimmen Gesellen?" rief der Major, ward feuerroth, und seine Augen funkelten Zorn über das Wort: „Hol' euch der — nun, ich will nichts gesagt haben. Gnädige Frau, aber ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten."

„Sie verstehen mich wohl falsch, Herr Major, ich spreche nicht von Ihnen."

„Aber von dem Jonathan Kropf. Sagen Sie mir kurz heraus, wo ist er?"

„Schon seit gestern fort."

„Aber wohin?"

„Das wissen wir nicht, und kümmert uns nicht."

„Aber mich. Adieu! — Nein, schreiben Sie mir doch seinen verteufelten Namen auf. Zopf heißt er? Schreiben Sie ihn nur auf ein Zettelchen. Ich will von Gasse zu Gasse laufen. Ich werd' ihn schon finden."

„Falls er sich nicht aus dem Staube auf und davon gemacht hat. In der Stadt wird er schwerlich bleiben!" sagte Frau von Schwarz, und gab ihm Frock's Namen auf einem Blatt.

Lächelnd steckte Herr von Tulpen das Papier ein, sagte: „Ist Ihr Mann denn der König oder Gouverneur?" schlug bedeutsam und stark an seinen Degen, machte eine stumme Verbeugung und ging.

Er ging, wie er gesagt hatte, von Gasse zu Gasse durch die weitläufige Königsstadt; kam matt und müde heim; aß mit seinen Kindern; setzte Nachmittags die Reise fort; fragte unterwegs alle Bekannte, die ihm begegneten; lief so von einem Tag zum andern Tag; und gab endlich nach wochenlangen vergeblichen Kreuzzügen die Hoffnung auf, den theuern Helfer in der Noth noch in der Stadt zu finden.

Und doch hatte sich Frock aus derselben nicht entfernt, sondern nur eine Nacht im ersten besten Wirthshause zugebracht, dann anderes Tages bei einer alten Wittfrau ein Stübchen gemiethet, und durch Intelligenzblätter dem Publikum seine Dienste angeboten, daß nämlich an der Marktgasse im Hause No. 1771, im

ersten Stock, zu jeder Stunde des Tages, wer Schriften deutsch oder lateinisch schön kopiren, oder aus dem Deutschen in's Französische und umgekehrt übersetzen, Aufsätze und Briefe aller Art verfertigen lassen wollte, schnelle, billige und verschwiegene Bedienung finden würde.

Frock hatte sich also einen Erwerbszweig geschaffen, der ihn vor dem Hungertode bewahren sollte. Doch unterließ er auch nicht, fleißig in den Intelligenzblättern nachzulesen, wo man einen Hauslehrer suchte. Er war mit dem Letztern minder glücklich. Hingegen fand sich bald Kundschaft für sein Hilfs-, Schreib- und Kopir-Bureau, besonders als er diesen Titel, mit großen, doch zierlichen Buchstaben auf Folio-Royal vor dem Hause der Wittfrau aufgehängt hatte. Gelehrte brachten ihm ihre unleserlichen Manuskripte, um sie für die Druckereien abschreiben zu lassen. Dienstmägden und Handwerksburschen mußte er Briefe an hartherzige Verwandte oder treuherzlose Geliebte machen. Andere verlangten Uebersetzungen. Genug, es gab mancherlei Verdienst; und war er auch gering, blieb er doch zureichend, ihm die unentbehrlichsten Bedürfnisse zu befriedigen. Er gebrauchte wenig. Nach einigen Monaten mehrte sich seine Arbeit, als seine Geschicklichkeit und Billigkeit bekannter ward; besonders war sein Gedächtniß bewundernswürdig, das vorzüglich denen zu statten kam, die durch ihn Briefe schreiben ließen, und nachher meistens Inhalt und Datum vergessen hatten. Er hielt aber auch musterhafte Ordnung; denn von Allem, was er arbeitete, trug er Tag der Abfassung, Namen der Personen und wesentlichen Inhalt in ein eigenes dafür bestimmtes Buch ein. Sein Geschäft, so mühsam es auch sein mochte — oft mußte er Nächte zu Hilfe nehmen — war bei dem Allem nicht ohne Unterhaltung. Er erfuhr da manches Geheimniß liebender Herzen, die Liebesangelegenheiten mancher ihm unbekannten Familie, und erweiterte damit seine Menschenkenntniß.

Er gefiel sich in dieser Unabhängigkeit. Ihm war, da er aus dem Schwarzischen Hause gegangen, als wäre er aus der algierischen Sklaverei in die selige Freiheit gegangen. Blos der Verlust seiner geliebten Zöglinge kränkte ihn lange. Doch überwand er den Schmerz, und den noch größern, daß er nun keine Seele hatte, an der er hing, und die er die seine nennen konnte. Es machte ihm eines Tages recht peinliche Empfindung, als ein ihm fremder Mensch eintrat, und eine mehrere Bogen lange politische Abhandlung auf der Stelle abgeschrieben zu haben wünschte. Er erkannte nämlich in der Schrift, die er kopirte, die Handschrift des Oberkriminalrathes von Schwarz. Der Ueberbringer derselben erklärte zugleich, er werde die Vollendung der Abschrift abwarten; schön solle sie nicht, sondern geschwind und flüchtig geschrieben sein. Er vollbrachte die Arbeit mit Ekel. Immer war ihm, bei jedem Blick auf die Abschrift, als sähe er die verhaßte Gestalt seines ehemaligen Zwingherrn vor sich.

Gesellschaft besuchte er äußerst selten; theils mangelte ihm dazu Zeit, theils und mehr noch Geld. Der Gesundheit willen machte er wohl Lustgänge, frische Luft zu schöpfen. Oefter aber noch besuchte er die Nachbarschaften nahe und fern bloß mit den Augen. Er hatte ein gutes Dollondsches Fernrohr, mit welchem er die Umgegenden musterte. Sein Zimmer ging hinten hinaus über eine Reihe Gärten. Im fernen Hintergrunde sah man die äußersten Gebäude einer Vorstadt, meistens armselige, kleine Häuser, die an's offene Feld stießen.

Dies unschuldige Vergnügen war dem genügsamen Einsiedler zuletzt wahrhaftes Bedürfniß. Es kann kein Astronom des Nachts mit dem Teleskop die Räume des gestirnten Himmels emsiger und genauer durchspähen, um einen den bloßen Augen unsichtbaren Kometen, oder einen neuen Planeten, oder die Gebirge der glänzenden Venus zu erforschen, als Frock alle Tage die Gegenstände seines Gesichtskreises Stück für Stück musterte. Endlich trat er mit dem Fernrohr sogar regelmäßig zu bestimmten Stunden an das Fenster, er mochte auch noch so viele und dringende Arbeiten auf seinem Tische liegen sehen. — Und kamen von seinen Kunden: er ließ sich nicht stören; sie mußten warten.

Wie man nachher erfahren hat, gab es dazu triftige Gründe. Er hatte die Entdeckung zwar keines Sterns, aber doch einer Venus gemacht. Er beobachtete nämlich eins von den

Häusern im entfernten Raum der Vorstadt.— Das Haus war klein, aber artig; ihm nur von der Hinterseite sichtbar, wo im Hof ein Brunnen stand. Zu diesem Brunnen kam im Sommer gewöhnlich um sechs, im Winter um acht Uhr Morgens ein schön gewachsenes säuberliches Mädchen, und füllte einen Eimer mit Wasser, trug ihn ins Haus, und wiederholte das Geschäft einige Male. Zuweilen geschah dies auch um ein Uhr. Die Beschäftigungen des Mädchens beim Brunnen waren sehr abwechselnd. Zum Beispiel es wusch Kraut oder Salat, manchmal sogar Gesicht und Hals des Morgens. Und was die Jungfrau – denn dafür hielt sie der Fernseher – auch irgend verrichten mochte, Alles geschah mit einer ungekünstelten Anmuth, die den Beobachter für sie eingenommen haben würde, auch wenn ihr Gesichtchen weniger schön gewesen wäre. Daß die Wasserträgerin aber schön sei, hätte sich der Astronom schwerlich ausreden lassen. Ihr dickes, goldenes Haupthaar, welches gewöhnlich unter einer feinen, schneeweißen Haube lockig hervorquoll, ihre mildrothen Wangen, die schöne Zeichnung der Nase und des kleinen Mundes sprachen allerdings für seine Behauptung. Er glaubte ihr aber sogar genau in die blauen Augen sehen und durch die Augen in's heimliche Herz blicken zu können. Nun muß Jedermann gestehen, daß er darin etwas zu starkgläubig war. Wer hätte auch je mit Hilfe eines Fernrohrs Entdeckungen in einem Mädchenherzen gemacht?

Freck aber ließ sich von seiner Meinung nicht abwendig machen. Seiner astronomischen Theorie zufolge war das Mädchen eine fleißige, häusliche Bürgerstochter, und keine gemeine Dienstmagd; sittsam, unschuldig, ernsthaft und sinnig. Nur ein einziges Mal unter zweihundert vierundsechszig sorgfältigen Beobachtungen glaubte er sie singen gehört zu haben, nämlich durch das Fernrohr. Ihre Stimme mußte wohl in der ungeheuern Entfernung verschwinden.

Anfangs hielt er sie für eine Wäscherin, denn er sah sie außer dem Wassertragen allwöchentlich mit Aufhängen der Wäsche im Haushofe bemüht. Zuweilen hätte er ihr gern geholfen, wenn ein Stück vom Seil fiel, das zwischen drei Bäumen ausgespannt war. Doch ließ er von seiner Hypothese ab, da er nach langen Erfahrungen eine regelmäßige Wiederkehr jedes Stückchens der schon gesehenen Wäsche bemerkte. Sie gehörte also einer und derselben Familie an. Der Cyclus, oder die periodische Wiederkunft der Schnupftücher, Hemden, Betttücher und so weiter vollendeten sich gewöhnlich in acht bis zehn Wochen. In der Familie, die zur Wäsche gehörten, mußten zwei erwachsene Frauenzimmer, ein Kind, eine Mannsperson sein. Aus dem Rauch, der von Zeit zu Zeit aus einem Nebengebäude hervorstieg, noch mehr aus den zuweilen von einer Dachöffnung des Hauses selbst niederwehenden blauen Linnen- oder Baumwollentüchern, die da ebenfalls zum Trocknen hingen, ließ sich muthmaßen, der Vater sei ein Färber. Die Konjektur stieg zur moralischen Gewißheit, als eines Tages ein ältlicher Mann mit aufgestreiften Hemdärmeln und ganz blauen Händen neben der schönen Wasserträgerin am Brunnen stand. Sie lächelte ihn sehr vertraulich und freundlich an. Dieser Anblick, nämlich des Lächelns, nicht der blauen Hände, entzückte unsern Astronomen so innig, daß er auf seinem Observatorium nicht nur freudig mitlächelte, sondern auch den ganzen Tag lächeln mußte.

Ach, wie wenig ist doch vonnöthen, einen Menschen glücklich zu machen!

So verstrichen dem armen Freck Jahr und Tag. Was soll ich von seinem einfachen, arbeits- und freudenreichen Leben erzählen? Jeder Tag wiederholte die gleiche Geschichte. Er hatte wieder ein Wesen in der Welt, an das er gekettet war. — Nur Eins gehörte dabei zu den unbegreiflichsten Dingen, daß er nämlich aus sonderbarem Eigensinn sich nie Mühe gab, die Färberin einmal in der Nähe zu bewundern, oder wohl gar ihre Aufmerksamkeit auf sich zu leiten. Denn daß sie durch das Fernrohr alltäglich betrachtet und geliebt würde, konnte ihr im Traume nicht beifallen; viel weniger noch wäre sie auf den Gedanken gerathen, auch ihrerseits ein Teleskop zur Hand zu nehmen, um sich mit bewaffneten Augen den Mann auf dem Observatorium zu suchen.— Er blieb also ewig von ihr ungekannt. Und, es ist kein Zweifel, er wollte es so. Jonathan Freck war ein Mann

von eigenen Grundsätzen. Vielleicht hatte er auch schon die Erfahrung gemacht, daß gewisse Schönheiten nur in einer gewissen Entfernung gesehen werden müssen, um liebenswürdig zu bleiben. Und manches, das, in der Ferne gesehen, wünschenswerth scheint, hört auf in der Nähe unser Glück zu machen.

Selbst aber das mäßige Glück, dessen er jetzt genoß, blieb ihm nicht lange.

Eines Abends ward noch sehr spät angepocht. Er stand auf, kleidete sich an und öffnete einer fremden, höflichen Stimme die Thüre, weil sie es dringend verlangte. Es trat ein Herr im grauen Ueberrock herein, einen Degen an der Seite. Hinter ihm standen Soldaten im Gewehr.

„Sind Sie Herr Jonathan Frock!" war die Frage.

„Allerdings!" antwortete derselbe sehr verwundert.

„Es thut mir leid, Ihnen ankündigen zu müssen, daß Sie auf Befehl des königlichen geheimen Oberpolizeidepartements verhaftet werden, und mir, nach Auslieferung ihrer sämmtlichen Effekten, folgen müssen, wohin ich Sie führen soll."

Frock glaubte nicht recht gehört zu haben.— Er war in seiner Einsamkeit sich keiner andern Sünde bewußt, als daß er die schöne Färberin zu leidenschaftlich mit dem Fernrohr verfolgt hatte. Inzwischen galt hier kein Säumen oder Widerstreben. Zwei handfeste Polizeibeamten traten herein, halfen einpacken und Alles versiegeln. Frock, ohne Verlegenheit und überzeugt, es walte Irrthum über seine Person, kleidete sich anständiger, und steckte, mit Erlaubniß des Gewalthabers, seinen geringen Geldvorrath und den Dollond zu sich. Wozu eben den letztern, läßt sich schwer errathen. Vielleicht hoffte er auf einen Gefängnißthurm zu gerathen, weitere Aussicht zu finden und mit Hilfe des Fernrohrs sein Herzgespiel, seine Gesellschafterin mit goldenen Locken.

Er ging in der Nacht zwischen den Begleitern zum Bestimmungsort. Es war ein weitläuftiges, hohes Gebäude, mit Zwischenhöfen, Kreuz- und Quergängen. Eine dicke, schwer verriegelte Thür ward aufgethan. Man führte ihn in ein kleines Gemach, angefüllt mit einem Bett, aus einer Matratze und Decke bestehend, einem Tischchen und einem hölzernen Schemel. Man wünschte ihm angenehme Ruhe, schloß und riegelte die Thür zu, und ließ ihn im Dunkeln allein. Die Ruhe war nicht angenehm, doch blieb sie nicht aus. Er schlief gegen Morgen, nach manchen sorglichen Betrachtungen, ein, aber dann desto fester und süßer. Man weckte ihn erst spät, und brachte ihm das Frühstück, eine schmackhafte, kräftige Suppe. Er war bisher nur gewohnt, ein frugales Morgenessen von Wasser und Brod zu halten. Das neue Wohnzimmer gefiel ihm auch, wegen der großen Reinlichkeit; aber desto schlechter die Aussicht durch das vergitterte Fenster in einen kahlen, öden, von klosterähnlichen Gebäuden umfangenen Hofraum. Weg war nun Vorstadt, Färberhaus und Wasserträgerin. Er hätte weinen mögen. Doch beruhigte ihn sein Gewissen. Er zweifelte nicht, das Mißverständniß bald zu lösen, welches ihn in diese Einsamkeit geführt haben konnte. Mittags erschien ein nahrhaftes Gericht, Brod, Fleisch, Gemüse; dazu frisches Wasser im Ueberfluß, den Durst zu löschen. So gut hatte er lange nicht gelebt. Und die Aussicht und die Langeweile abgerechnet, lebte er köstlicher als königlicher Gefangener, denn vormals auf seinem Bureau.

Nachmittags ward er zum Verhör geführt. Er stand vor einem schwarzbehangenen Tisch, an welchem einige gestrenge Herren der Oberpolizei saßen. Nachdem er um Herkunft, Namen, Alter, Wohnung, Gewerbe und dergleichen befragt war, legte man ihm eine kleine Druckschrift vor, und fragte ihn: ob er Verfasser derselben sei? — Er las sie. Der Inhalt schien ihm nicht unbekannt zu sein; doch konnte er sogleich und mit Zuversicht antworten: er sei der Verfasser nicht, denn in seinem Leben habe er von sich noch nichts drucken lassen. Man redete ihm ernstlich zu, der Wahrheit die Ehre zu geben. Er beharrte bei seiner Aussage.

Nun zog der Vorsteher einige beschriebene Bogen hervor, reichte sie dem Inquisiten, und fragte: „Kennen sie diese Handschrift?" — Frock erkannte sie sogleich. Es war die seinige. Es war dieselbe Abschrift, welche er einst von einer politischen Abhandlung des Oberkriminalraths von Schwarz hatte verfertigen müssen. Ohne

ſich zu bedenken, geſtand er, es ſei ſeine Handſchrift; er habe den Aufſatz nicht ſelbſt verfaßt, noch weniger ihn drucken laſſen, ſondern für Geld abgeſchrieben, wie es ſein Gewerbe mit ſich gebracht habe. Auf die Frage: Wer die Urſchrift ihm zur Kopie gegeben? erwiederte er: ein Unbekannter, deſſen Geſtalt und Kleidung er wohl noch ungefähr bezeichnen könne, deſſen Namen er aber nie gehört habe.

Die Verhörrichter ſchüttelten den Kopf. Frock hatte ſchon auf der Zunge zu beichten, daß er die Urſchrift für eine Arbeit des Herrn von Schwarz gehalten habe. Dadurch konnte er vielleicht mit einem Male aller Verantwortlichkeit entbunden werden. Auch hatte er keine Urſache, ſeines ehemaligen Quälers zu ſchonen. Aber er gedachte in dieſem Augenblick der geliebten Zöglinge, die ihm noch immer theuer waren. Und er fühlte edel genug, ſie nicht unglücklich machen zu wollen, indem er ihren, wahrſcheinlich durch jene Abhandlung ſehr fehlbaren Vater verriethe. Er verſtummte alſo, und ward in ſein Gefängniß zurückgeführt.

Er ging noch einmal zum Verhör und wieder zurück. Die Polizei ſchien immer größern Verdacht auf ihn zu wälzen, daß er ſelber der Verfaſſer, oder doch mit demſelben wohl bekannt ſei. Denn unter hundert ihm vorgelegten Fragen hatte er einige vielleicht zu leichtſinnig beantwortet, und ſich dadurch in Widerſpruch mit ſich ſelbſt geſetzt.

Schon drei Wochen war er im Gefängniß geweſen, als abermals Wachen erſchienen, nicht um ihn zum Verhör zu führen, ſondern in ein anderes Gefängniß, und zwar in einen eigentlichen Kerker. Das behagte ihm da auf bloßem Stroh, bei Waſſer und Brod, in ewiger Dämmerung, ſchlecht. Und doch ſchwor er in ſeinem Herzen, den Oberkriminalrath nicht unglücklich zu machen. Denn, dachte er, bleib' ich bei meinen Ausſagen, was will man mir an? Hofft man mich vielleicht durch Stroh und magere Koſt zu einem offenen Geſtändniß zu zwingen? Die Herren irren. Ich halte es aus. Zuletzt müſſen ſie mich doch frank und frei laſſen, und ich habe meinen geliebten Zöglingen Angſt und bittere Thränen erſpart.

Schon den andern Tag ward er aus dem Kerker wieder in ein angenehmes, heiteres, wohlgeziertes Zimmer verſetzt; nur Gitterfenſter, Schloß und Riegel der dicken Thür und die Schildwache davor ließen ihn bemerken, daß er noch verhaftet ſei. Seine Speiſen waren ausgeſuchter, er empfing Wein dazu. Es ſtand ihm frei, ſich Schreibgeräthe und Bücher zur Unterhaltung kommen zu laſſen. Man ſagte ihm, das Alles geſchehe auf Verwendung einer hohen Perſon, die an ſeinem Schickſal lebhaften Antheil nehme. Der gute Frock war mit dieſer Theilnahme gar nicht unzufrieden, meinte aber doch, es geſchähe ihm damit zu viel Ehre.

Wichtiger ward ihm, da er vor eine Kommiſſion des Kriminalgerichts geführt ward, unter ſeinen Richtern auch den Herrn von Schwarz zu erblicken. Vermuthlich glaubte dieſer, nachdem er Frocks Betragen vor der Polizei erfahren, es habe derſelbe ſeine Handſchrift entweder nicht erkannt, oder vergeſſen. Mit ſchadenfrohem Blicke beobachtete Herr von Schwarz den eintretenden Inquiſiten; und eben Schwarz ſchien durch ſeine Zwiſchenfragen Frocks Schuld anſchaulicher machen zu wollen.

Der Verklagte bemerkte mit Unwillen die Frechheit des Mannes. Lange bekämpfte er ſeinen Zorn. — Aber endlich, da Herr von Schwarz auch ein verdächtigendes Wort von der goldenen Tabacksdoſe hinwarf, blieb Frock ſeiner ſelbſt nicht länger Meiſter. „Aus Schonung gegen meine ehemaligen Zöglinge, Ihre beiden Söhne ſchwieg ich bis jetzt," ſagte er zum Oberkriminalrath, „aber die Art Ihres Verfahrens zwingt mich, laut zu werden und das zu ſagen, worüber jetzt keine beſtimmte Frage an mich geſchah. Es iſt wahr, ich bin nicht Verfaſſer jener Abhandlung, die für den allerhöchſten Hof Beleidigungen enthalten, vielleicht Geheimniſſe des Staates zum Nachtheil deſſelben verrathen haben mag. Es iſt wahr, ich kenne auch den Verfaſſer nicht, noch den, welcher ſie mir zur ſchleunigen Abſchrift brachte. Aber ich kannte und kenne die Handſchrift deſſen, der das Orginal ſchrieb, welches mir zu kopiren gegeben ward. Es iſt die Handſchrift des Herrn Oberkriminalrath von Schwarz geweſen."

Schwarz lächelte höhniſch, aber konnte doch nicht eine flüchtige Beſtürzung verheimlichen.

Seinen Amtsgenossen entging es nicht. Inzwischen bemerkte der Präsident dem Angeklagten, der nun die Rolle des Anklägers spielte, daß er eine Beschuldigung wage, die schwer zu beweisen sei.

„Es ist möglich," erwiederte Frock, „daß das Orginal vernichtet worden ist, sobald man meine Kopie besaß. Aber daß ich die Handschrift des Herrn von Schwarz sehr gut erkannte, bezeugt das Gedächtnißbuch, welches ich über meine Geschäfte führte, und das unter meinen übrigen Papieren bei der geheimen Polizei liegt. Ich erinnere mich, daß ich zu der Tagesbemerkung, eine Abhandlung ohne Titel kopirt zu haben, am Rande die Buchstaben setzte: Handsch. v. O. K. v. S., das heißt, Handschrift vom Oberkriminalrath von Schwarz."

Auf einen Wink des Präsidenten brachte der Gerichtsdiener eine Kiste herbei. Es waren Frocks Papiere. Er fand das Büchlein, suchte das Datum, fand die Stelle, welche der geheimen Polizei entgangen zu sein schien, und legte sie den Richtern vor. Es verhielt sich, wie er gesagt hatte. Frock ward darauf sogleich wieder in seinen Verhaft zurückgeführt.

Schon den folgenden Morgen ward ihm seine nahe Befreiung und zugleich die Verhaftung des Herrn von Schwarz verkündigt. Denn durch die geheime Oberpolizei war auch der Mensch, welcher die Abhandlung bei Frock zur Abschrift gebracht, nach den von ihm gegebenen Beschreibungen, in einer entlegenen Stadtgegend entdeckt und eingebracht worden.

Die Aussagen dieses Menschen stimmten mit denen des schuldlosen Frocks überein. Beide wurden zum Ueberfluß noch gegen einander gestellt, sich zu erkennen.

An demselben Tage, da dies geschah, hatte Frock noch eine andere Ueberraschung. Er empfing Besuch vom Major von Tulpen, den ein Unbekannter begleitete. Der alte Major war vor Freuden außer sich, ihn wieder zu sehen. Er drückte ihn mit Rührung an sein Herz.

„Hat doch Alles sein Gutes!" sagte der Major: „Hätte man Sie nicht gefangen gesetzt, wir hätten Sie in Ewigkeit nicht gefunden. Aber Ihr Prozeß machte Aufsehen, und so erfuhren wir Ihren Aufenthalt."

„Mich kennen Sie wohl nicht mehr?" fragte nun auch der Begleiter des Majors.

Frock betrachtete ihn lange, verbeugte sich dann ehrerbietig und sagte: „Ew. Durchlaucht erweisen mir unverdiente Ehre."

„Nicht so unverdiente Ehre. Hätten Sie mich, da Sie mich beim Scharmützel in den Niederlanden gefangen nahmen, nicht so heldenmüthig gegen Ihre Kameraden in Schutz genommen, ich wäre ja längst im Reiche der Todten. Sie retteten mein Leben, und empfingen den Hieb da für mich von dem tollen Chasseur über die Stirn, der mich durchaus niederhauen wollte."

„Aber wie konnte Ew. Durchlaucht meinen Namen wissen, den ich Ihnen nie gesagt?"

„Den erfuhr ich vom Major, und den Major lernte ich durch den Juwelier kennen, dem Sie die goldene Dose verkauft hatten, die ich Ihnen auf dem Schlachtfelde zur Erinnerung schenkte. Ich wollte während meines Aufenthalts hier ganz andere Dinge beim Juwelier kaufen; das Erstaunen war nicht gering, meine Dose zu finden. Sie haben sie zu so edelm Zweck verkauft, daß ich sie Ihnen schlechterdings zurückstellen muß, um damit Ihre Tugend zu ehren."—Der Fürst legte die Dose auf Frocks Tisch. Dieser vernahm nun auch, daß er vom Gericht freigesprochen sei.

„Jetzt, Freund Jonathan Schopf," rief der Major, „müssen wir uns öfter sehen. Hier auf der Karte haben Sie den Namen meiner Wohnung. Sie müssen mich besuchen, sobald Sie frei sind. Ich hielt Sie schon für mich auf ewig verloren. Hol' der Geier den Kriminalrath Dings da; der sitzt nun, statt Ihrer. Das kommt ihm vom Herzen am unrechten Fleck. Er wollte dem Justizminister einen bösen Streich spielen, und schlug sich selber ins Gesicht. Geschieht ihm Recht!"

Frock war durch diesen Besuch sehr erquickt. Er gewann wieder Vertrauen zur Menschheit, und hielt die überstandenen Schrecken und Leiden der Gefangenschaft für einen nichtigen Preis, um den er die Freude dieses Tages erkauft hatte.

Schon am folgenden Morgen ward er in aller Form, mit feierlicher Ehren- und Unschulds-

erklärung, seines Verhafts entlassen. Dabei empfing er eine ihm vom Gericht zugesprochene reichliche Summe, theils als Entschädigung für das Erlittene, theils als Ersatz für das während seiner Gefangenschaft am häuslichen Erwerb Versäumte. Lange war der gute Frock nicht so reich gewesen. Denn auch die Dose des Fürsten, der selbigen Tages wieder von der Residenz abreisete, war mit Goldstücken angefüllt.

——

Und als Frock sein Stübchen bei der alten Wittwe wieder betrat, hätte er vor Freude weinen mögen, und Tisch und Stühle wie alte, wiedergefundene Freunde umarmen und küssen mögen. Aber den ersten Gang machte er doch mit dem Fernrohr zum Fenster hinten hinaus. Er grüßte die drei Bäume mit den Seilen, woran wieder das weiße Linnen wehte, wie Wimpel und Fahnen, ihm zu Liebe ausgehängt und ihn zu begrüßen. Aber die artige Blaufärberin mit Bernicens Lockenwuchs kam leider nicht grüßend hervor.

Ein wunderlicher Mensch war Frock bei dem Allem. Er hatte ein Herz voll Tugend, folglich aller Seligkeit der zartesten Freundschaft fähig. Und doch blieb er von den Menschen zurückgezogen, und zog ihren Fernsichten Waschseile, Stühle und Tische vor. Er mochte seine Gründe haben, die man schweigend ehren muß. Die Zuneigung und Dankbarkeit, welche ihm der Fürst bezeugte, hatte ihn sehr gerührt; und doch fiel ihm nicht bei, dem Fürsten um eines Strohhalms Breite näher zu treten. Der Fürst hatte ihn sogar zu sich eingeladen, ihm von einer Stelle an der Schulanstalt seines Fürstenthums gesprochen: und Frock, der ohne Versorgung war, verneigte sich doch nur stumm und ablehnend dabei. Der alte Major von Tulpen hatte ihn gewiß recht herzlich um nähere Bekanntschaft und Umgang gebeten; aber wer nicht kam, war Frock. Und doch war er nichts weniger, als menschenscheu; und übergroße Geschäfte fesselten ihn auch nicht an's Zimmer; denn obwohl er sogleich sein Aushängeschild wieder an das Haus der Wittwe befestigte, kam doch in den ersten Tagen seiner Befreiung Niemand, seine Schreiberdienste in Anspruch zu nehmen.

Endlich erschien eines Abends der Major selbst und sagte: Könnte wohl bis zum jüngsten Tage warten, Jonathan Rok oder Tarrok, ehe du zu mir kämest. Drum fort mit mir, daß du mein Haus finden lernest. Es ist heut' mein so und so vielter Geburtstag. Habe den Keller voller Burgunder und Pontak und Champagner, mit dem mich der Fürst von Dings da bereichert hat, bloß für den Gang mit ihm zum Juwelier und zu dir, und für die Geschichte von der Dose, die ich oft genug schon ganz unentgeldlich erzählt habe."

Frock widerstand nicht. Sie setzten sich in eine Lohnkutsche, weil es schon dunkel war, und fuhren ab. Der Major war ungemein aufgeweckt und gesprächig, wie immer; als sie aber beinahe an Ort und Stelle waren, hob er an zu pesten und zu fluchen. „Dummer Streich!" rief er: „Fahre vor dem Registrator Dings da vorbei, und hab' ihm doch gesagt, ich werd' ihn zum Abendessen abholen. Der ist ein kreuzbraver junger Mann; wirst dich freuen, Jonathan, ihn kennen zu lernen. Nun, ich setze dich bei meinem Hause ab, und fahre wieder zurück und hole ihn."

Der Wagen mußte halten, Frock absteigen, in's Haus gehen. „Rechter Hand in's Zimmer!" rief der Major, und fuhr zurück.

Frock tappte im Dunkeln der Hausflur; fand die Thür; pochte an; ward hereingerufen; sah den gedeckten Tisch; helle Kerzen brannten — und in dem Augenblick ward es ihm fast dunkel vor den Augen. Denn die berühmte Blaufärberin stand lebendig vor ihm da mit ihrem goldenen Haarwuchs, und empfing ihn sehr gütig.

„Ich bin ohne Zweifel verirrt," stammelte er, „denn ich wollte zum Herrn Major von Tulpen, den ich hier erwarten soll."

„Sie sind am rechten Ort; mein Vater kann nicht mehr lange ausbleiben, wenn Sie sich ein Weilchen gedulden wollen!" sagte sie und bot einen Stuhl.

Ein junges Mädchen von zehn Jahren trat vor, betrachtete einen Augenblick lang den Fremdling, und sagte zu ihm schüchtern und mit angenehmem Lächeln: „Nicht wahr, sie sind der Herr, der für den Vater eine goldene Dose weggegeben hat?"

„Nicht weggegeben; ich habe sie wieder!“ sagte Frock, der sich von der ersten Bestürzung nicht erholen konnte. Aber seine Bestürzung ward noch größer, als die Goldgelockte ihm ganz nahe trat, ihre schöne Hand ganz sanft auf seinen Arm legte und sagte: „Ach, wie viel sind wir Ihnen alle schuldig! Die Dose muß Ihnen ein wahres Heiligthum werden, da sie Ihnen ein Denkmal von zwei Menschen geworden ist, die Sie retteten.“

„Sind Sie in dem Gefängniß so blaß geworden?“ fragte ihn die Kleine, und sah ihn mit recht mitleidigen Augen an: „Ich habe oft für Sie gebetet, und es hat gewiß geholfen.“

Frock sah wohl, er sei hier schon bekannter, als er glauben konnte; und um das Gespräch von der Dankbarkeit zu ändern, erzählte er von der Anmuth seines Gefängnißlebens. — Das fanden die beiden Schwestern sonderbar, daß er den Verlust seiner Freiheit so ruhig ertragen und sogar im Verhaft viel Angenehmes gefunden habe. „Ich würde mich in einem Gefängniß gleich todt weinen,“ sagte die Kleine, „wenn ich, von Josephine und dem Vater weg, da allein wohnen müßte.“

„Das glaub' ich, Fräulein,“ sagte Frock: „aber wenn man um keinen Vater und keine Josephine zu weinen hat, so ist einem, mit reinem Herzen, überall wohl. Einem Menschen, der sich im Nothfall genug sein kann, ist alles Aeußere nur Bühnenverwandlung, und das engste Stübchen eine große Welt. Wer sich selber nicht genug ist, und Zufriedenheit von Umgebungen erwarten muß, lebt im freiesten Raum des Weltalls eingekerkert.“

„Aber doch auch so den ganzen, lieben Tag allein sein!“ versetzte seufzend die Kleine.

„Wissen Sie denn, ob ich allein war? War nicht meine ganze Vergangenheit bei mir? — War nicht der bei mir, der mehr ist, als aller menschliche Umgang? — Wissen Sie, wer? Gott!“

„Das Gespräch ward ernst, darum nicht minder anziehend. — Josephine hörte, über eine Stuhllehne gebogen, schweigend zu. Ihre kleine Schwester Leonore hatte immer hundert Fragen und hundert Einwendungen.

Darüber trat der Major herein, mit ihm ein junger, bildschöner Mann, der Registrator Burkhardt. Dieser schien in der Familie schon ganz einheimisch, so vertraut that er mit den Frauenzimmern. Frock war auf gutem Wege gewesen, bekannt zu werden; aber je unbefangener Burkhardt in diesem Kreise auftrat, je fremder fühlte sich Frock; er wußte selbst nicht, wie es zuging. Der Major stellte ihm den kreuzbraven Registrator vor. Das Gespräch ward allgemeiner, Frock zurückhaltender. Die Töchter des Majors entfernten sich und trugen die einfachen Gerichte zum Abendessen auf. Man setzte sich. Der Registrator kam an Josephinens Seite, Frock beiden gegenüber neben die gern plaudernde kleine Leonore. Der Registrator hatte für seine Nachbarin unendlich viel Aufmerksamkeit; Frock gerieth bald mit Händen, bald mit Füßen in Verlegenheit, und zuweilen sogar mit den Augen. Die goldlockige Josephine war in der That, wie sie hinter dem Lichte der Kerze saß, und wenn sie sich zufällig mit dem edeln Gesicht aus dem Strahlenkreis vorbog, überraschend schön. Die Ueberraschungen waren nämlich auf Seiten Frocks; denn weder der Major noch Leonore achteten sonderlich darauf; eher vielleicht der kreuzbrave Registrator. Zum Glück stieß Herr von Tulpen fleißig mit den Burgundergläsern an; dann kam hintennach der brausende Champagner. Das hob unsern blassen Philosophen in diejenige harmlose Laune, welche alle Uebrigen hatten. Nun wurde er sogar gesprächig und liebenswürdig. Besonders beschäftigte sich die lebhafte Plauderin Leonore voll Wohlgefallens mit ihm. Sie hörte ihm gern zu, wenn er erzählte; und da er bemerkte, daß sie im Kopfrechnen nicht zurecht kam, lehrte er sie dazu kleine Kunstgriffe. Das gab dem Kinde Anlaß, ihn ohne weitere Umstände zu bitten, ihr Lehrmeister zu werden. Sie versprach ihm den Verlust seiner ehemaligen Zöglinge in dem Schwarzischen Hause, von denen er mit vieler Wärme geredet hatte, durch Dankbarkeit vollkommen zu ersetzen.

„Denn,“ sagte sie, „das waren doch nur Knaben, und die vergessen Einen den Augenblick, und sind viel zu wild und flüchtig.“

Frock ließ sich zu dem Versprechen hinreißen, ihr in der Woche Mittwochs und Sonnabends

ein paar Stunden zu widmen. Der Major drückte ihm väterlich dankbar die Hand.

„Geschieht mir," sagte er, „bei dem Mädchen da ein recht wichtiger Dienst. Hab's nicht, sonst hätt' ich's gern schon in die Fräuleinschule geschickt. Dem Windbeutel thut's noth, still sitzen zu lernen."

Frock wußte nicht, welche Noth er sich aufgebürdet hatte. Aber schon den folgenden Tag bereuete er es, wie nicht weniger das gegebene Versprechen, in der Tulpenschen Familie den folgenden Tag zu Mittag zu speisen. Es war eben ein Sonntag.

Er hatte, weil er spät nach Hause gekommen war, lange geschlafen. Das Läuten der Glocken, die von allen Kirchthürmen nahe und fern zum Gottesdienst riefen, weckte ihn. Er besann sich des gestrigen Tages beim Ankleiden. Sein erster Gang war natürlich zum Fernrohr und Fenster. Aber als er das Rohr zum Auge heben wollte, legte er es geschwind nieder, schloß das Fenster, sah den ganzen Morgen nicht wieder hinaus, und ging singend und pfeifend im Stübchen auf und ab. Gegen Mittag schrieb er dem Major ein Briefchen, meldete ihm, er könne heut' unmöglich kommen, ihm sei nicht ganz wohl; siegelte zu, und besann sich nun, daß er keinen Boten zum Versenden habe, und am Ende wohl den Botendienst selber verrichten müsse. Zudem war es spät und gegen alle Höflichkeit, auf sich warten zu lassen. Er zerriß den Brief und ging zum Major; aber berenete bei jedem Schritt, den er that, die, welche er schon gethan hatte.

Er ward mit eben der Güte und liebenswürdigen Unbefangenheit aufgenommen, als es den Tag vorher geschehen war; und er selbst fühlte sich bei diesen guten Menschen behaglicher, als das erste Mal. Sie zeigten sich alle, so schien es ihm, in einer feierlichen Stimmung, die kleine Leonore nicht ausgenommen. Die lieben Leute waren erst aus der Kirche gekommen, und die Andacht des Gottesdienstes hinterließ in ihren Seelen einen schönen Ernst, der ihre gewohnte Freundlichkeit milderte, ich möchte sagen, adelte.

„Sind Sie auch in der Kirche gewesen?" — fragte ihn Leonore.

„Heute nicht!" antwortete Frock.

„Komm' ich Sonntags nicht zur Kirche," fuhr Leonore fort, „so ist mir's nicht wie Sonntag, und die ganze Woche wird mir gemein und schlecht. Der Sonntag ist gewiß unter allen Tagen, wie die Sonne, welche den übrigen Tagen Licht gibt. Ich kann es wohl begreifen, wie Menschen endlich zu groben Verbrechen übergehen, wenn sie keinen Sonntag haben."

„Glauben Sie nicht, liebe Leonore, daß es auch gute Menschen ohne Sonntag gebe?" sagte Frock.

„O wohl mag es geben. Aber dann ist ihr Gutsein doch nur ganz gemein, und für sie selbst nicht erquickend. Sie werden gut sein aus Verstand, aber es kommt nicht aus dem Schönsten hervor."

„Was nennen Sie denn das Schönste?"

„Ei, das Schönste ist das Schönste. Sie wissen's besser, als ich. Sagen kann ich's nicht. Es ist das Schönste, wenn ich in der Kirche höre und bete, und dann mit dem Himmel eins werde, und ich von dem, was in und außer der Kirche ist, denke: das vergeht! Und ich doch daneben weiß, das Beste bleibt in unvergänglich großer Herrlichkeit, und alle meine geliebten Todten leben mit mir, und meine Mutter und mein Großvater, und viele Helden, von denen mein Vater erzählt, und Jesus Christus und viele heilige Seelen leben seliger, als ich, und leben noch mit mir, und lieben mich, wie ich sie. Das ist das Schönste. Dann höre ich das Flüstern der betenden Herzen und den heiligen Orgelklang und die Stimme des Predigers, und höre es auch nicht; und doch spricht Alles in mich hinein, und ich verstehe es, und vernehme doch nichts."

Frock lächelte. Er hing mit seinen Blicken am Mienenspiel Leonorens, die wie aus Entzücken redete. Dann bog er sich herab über das Mädchen, welches ihn ansah, als erwarte es eine Antwort, und küßte die helle Stirne des Kindes, ohne eine Sylbe zu sagen.

„Das Mädchen schwatzt wie ein Staar," — rief der Major, „aber es schwatzt mir oft Sachen aus dem Herzen heraus, wie ich sie habe, und wie ich sie nun und nimmermehr auf die Zunge zu bringen wüßte."

Nach dem Essen ward ein Spaziergang vorgeschlagen. Man ging in das sogenannte Lilienthal, ein benachbartes Wäldchen, eine Viertelstunde von den äußersten Häusern der Vorstadt. Im Innern des Wäldchens lag zwischen Wiesen und Gärten ein Gasthaus, wo sich die Bewohner der Hauptstadt zu vergnügen pflegten. Frock führte beide Schwestern am Arm. Der Major ging plaudernd nebenher. Josephine verrieth in ihren Gesprächen eben so viel Geist und Gefühl, als sie schön war.

„Es ist doch ein prächtiger Tag!" rief Leonore, und hüpfte vor Freuden: „Ich bin ganz gewiß im Himmel, ich bin im Himmel! Und wären sie in der Kirche gewesen, Herr Frock, so würden Sie nun auch im Himmel sein."

„Aber wenn ich Ihnen sage, meine fromme Leonore, ich bin wirklich diesen Augenblick im Himmel!"

„Nein, Sie gehen nur spazieren. Aber ich bin im Himmel. Sehen Sie, alle Blumen haben brennende Farben und sehen still und himmlisch aus; — und das Laub an den Bäumen ist durchsichtig, wie wenn es grüne Flammen wären, und der Himmel hat ein anderes Kleid und die Sonne einen andern Schein. Alles hat eigne Weise und Stellung, und Alles sagt etwas Festliches an; aber ich begreife es nur nicht ganz. Doch ich werde es einmal verstehen lernen."

Frock war im Himmel, trotz dem, daß es Leonore wegläugnen wollte. Die ganze Welt prangte ihm am Arme Josephinens anders. Er hörte Leonoren gern plaudern, um schweigen zu können. Denn das Reden war ihm lästig, weil er von Empfindungen bedrängt wurde, die er sich nicht klar machen konnte.

In Lilienthal fanden sich Bekannte des Majors, Bekannte von Josephinen und Leonoren; man trat zusammen, man ging miteinander. Frock, als fremd, zog sich zurück. Er stellte sich Pflanzen suchend, und ging in's Gebüsch und kam nicht wieder.

Der Major vermißte ihn nach einer Stunde zuerst. Man erwartete ihn und unterhielt sich mit Andern. Als es aber Zeit war, um aufzubrechen und an die Heimkehr zu denken, und Frock noch immer ausblieb, sprang Leonore fort, um im Wäldchen zu suchen. Der Major fluchte und nahm in gleicher Richtung einen andern Weg. Josephine erinnerte sich, in welcher Richtung Frock gegen die Gebüsche gegangen war, und folgte derselben. Wirklich fand sie ihn seitwärts unter einer Eiche im Grase liegend, das Gesicht in die gefalteten Hände gelegt, auf dem Erdboden. Sie glaubte, er sei entschlafen, und nannte seinen Namen leise. Er fuhr plötzlich mit verstörter, todtenbleicher Miene auf; starrte sie einen Augenblick an; zwang sich zu einem höflichen Lächeln; bat um Verzeihung, die Gesellschaft verlassen zu haben, und wunderte sich, als er hörte, daß es Zeit sei, sich auf den Heimweg zu machen. Er begleitete sie, aber stumm und verlegen.

„Ihr Aussehen ist sehr übel," sagte Josephine, „vielleicht ist Ihnen nicht wohl."

„Mir war es nicht!" sagte er: „Aber ich fühle mich gestärkter."

Die Andern kamen und erschracken bei Frocks Anblick. „Was hat's gegeben, Freund Jonathan?" fragte Herr von Tulpen mit weicher Stimme: „Du hast dir rothe Augen geweint, und noch jetzt sehen sie gläsern hell aus."

Frock lächelte, wischte sich mit flacher Hand über das Gesicht, und sagte: „Es kommen mir zuweilen Einfälle." Niemand drang weiter in ihn.

Auch drang Niemand in ihn, wenn er in folgenden Tagen zuweilen in der Mitte des Gesprächs verstummte, oder in der allgemeinen Heiterkeit düster ward, oder bei gleichgültigen Worten erröthete. Jedermann ehrte sein Geheimniß. Es dauerte lange, ehe selbst in der Tulpischen Familie das Gespräch darauf gebracht ward, wenn er abwesend war.

Regelmäßig kam Frock Mittwochs und Sonnabends, Leonoren zu unterrichten. Er ließ es nicht bloß beim Rechnen. Er erzählte die Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte; er erklärte vielerlei Erscheinungen der Natur. Er sprach sehr gut, klar und bestimmt; nie aber mit höherer Wärme, als wenn er vom Sinnlichen einen Uebergang zum Uebersinnlichen machte und sich in religiöse Gedanken verlor. Das geschah oft. Es schien ihm Bedürfniß zu sein. Josephine richtete es immer ein, daß ihre Arbei-

ten außer dem Hause vollendet waren, wenn Frock kam. Dann setzte sie sich horchend und strickend an's Fenster in ihren Winkel. Frock, welcher ihr anfangs wegen dessen, was er für ihren Vater gethan, als ein achtungswürdiger Mann erschienen war, machte bald durch die Anmuth seines Umgangs und die Erhabenheit seiner Gesinnungen die kleinen Widerlichkeiten vergessen, die ihr an ihm entgegen gewesen waren, z. B. das bleiche Antlitz und dazu das krause, rabenschwarze Haar. Sie empfand wirklich etwas Freundschaftliches für ihn, und herzliches Mitleiden, wenn er ohne äußern Anlaß traurig, oder ernst, oder still ward.

„Er verschließt einen großen Schmerz in seiner Brust!" sagte Josephine oft zu Leonoren, die ihn gern gefragt hätte: „Sei bescheiden gegen sein Geheimniß. Im Schwarzischen Hause hielt man ihn wegen seines Betragens für einen reuigen Verbrecher; ich glaube, seine Traurigkeit hat einen hochedeln Grund."

Herr von Tulpen und seine Töchter lebten einfach und eingeschränkt in dem kleinen Hause der Vorstadt. Sie wohnten auch da nur zur Miethe. Josephine, von ihrer jüngern Schwester unterstützt, besorgte die kleine Wirthschaft, und machte in der That aus Nichts Etwas. Sie war des Hauses Köchin, Gärtnerin, Wäscherin, Schneiderin, Alles in Allem. Der Major, ihr Vater, hatte wenig Bedürfnisse; aber mit dem Gelde wußte er doch nicht umzugehen. Daher überließ er Josephinen seine dürftige Einnahme, und damit wußte sie Alles zu bestreiten. Sie verstand das Haushalten, als Meisterin. Es fehlte Ueberfluß, aber auch Mangel. Es war im Hause nichts weniger als Pracht; aber es herrschte Zierlichkeit, Auswahl und Sauberkeit, die mehr als Pracht waren. Sie kleidete sich mit ihrer Schwester ungemein schlicht; aber sie verstand sich auf das, was ihr in Farbe, Schnitt und Art des Gewandes und Schmucks wohlstand. Daher hielt man wohl den Major für reicher, als er war. Josephine hatte in der Stadt viele Bewunderer, unter dem Adel viele Anbeter. Sie war eine frische, aufblühende Lilie, voll Hoheit und Demuth; und hatte in einem Alter von achtzehn Jahren mit den Tugenden einer jungen Hausmutter die Feinheit einer Frau von Welt, und jene Unschuld, die nur dem kindlichen Alter in aller Reinheit eigen ist. Daß sie früh für das Haus sorgen lernen mußte und darin Alles leistete, hatte ihr eine gewisse Selbständigkeit gegeben, welche sich in ihrem Wesen nicht verläugnen ließ, und Jedem, der ihr nahe kam, unwillkührliche Ehrfurcht einflößte. Schon einmal hatte ein junger Mann, sogar ein Graf, aus einem der angesehensten Geschlechter des Königreichs um ihre Hand geworben. Seitdem war der Registrator Burkhardt Freund ihres Vaters geworden und oft in das Haus gekommen. Er liebte Josephine mit Leidenschaft, aber hütete sich wohl, ihr davon eine kleine Ahnung zu erwecken. Sie behandelte ihn mit einer Unbefangenheit, die ihm sagte, daß man ihn schätze, ohne ihm den unbedeutendsten Schritt einer weitern Annäherung zu erlauben.

Burkhardt und Frock sahen sich in diesem Hause oft. Jener, vielleicht nicht ohne Eitelkeit, —und in der That war er einer der schönsten Männer—duldete seine Zusammenstellung mit dem bescheidenen, schüchternen Frock gern, der auch nach einem halben Jahre und länger noch immer so zurückhaltend und fremd blieb, als er den ersten Tag gewesen. Aber es schien gar nicht, als wenn Frock in der Nähe des schönen Burkhardt verlöre. Josephine behandelte ihn mit derselben Gütigkeit, wie den Andern; ja, man hätte sagen sollen, mit einer höhern Zartheit, wie Mitleiden gegen einen Leidenden einzuflößen pflegt.

Auch machte Leonore ihrer Schwester einst die Bemerkung: Burkhardt ist hübsch; Frock mit seinem Mondscheingesicht gar nicht; aber sieh', Josephine, wenn Frock spricht, dann sehe ich Wunderliebliches in Frocks Augen, in seinem Lächeln, in seinem Ernst; ich kann's dir nicht sagen. Burkhardts Schönheit ist mir, wie prächtige Levantine, aber undurchsichtig; Frocks Wesen wie dünne Gaze, durch welche etwas Herrliches strahlt, das ich liebe und nicht enträthseln kann.

Burkhardt ward ein halbes Jahr später zum Kanzleirath ernannt mit beträchtlichem Gehalt. Die freudige Theilnahme in der Tulpenschen Familie war groß; noch größer, als er eines

Tages der Familie die Botschaft brachte, es sei ihm gelungen, durch seine Empfehlungen und seinen Einfluß dem guten Frock die Mehrheit der Stimmen und selbst den Beifall des Ministeriums für die Registratorstelle zu verschaffen. Frock könne nun, lebenslänglich versorgt, heiterer leben. Er habe sich nur dem Minister und den übrigen Räthen vorzustellen, die ihn, nach den von Burkhardt vorgelegten Beweisen, für den Mann hielten, welcher, durch Kenntniß, Talent und Redlichkeit, der Stelle am würdigsten sei. Zum Glück fanden sich diesmal dazu alle andern Bewerber etwas schlechter, als schlecht. Der alte Major war von der Freude gerührt, seinen Jonathan versorgt und beamtet zu wissen. Er fiel dem Kanzleirath um den Hals und rief: „Dank Ihnen, braver Freund! Wäre ich Gouverneur von der Hauptstadt geworden, es hätte mich nicht so groß gefreut.“ Man sah es den beiden Fräulein an, daß auch sie in der Fülle des Vergnügens dem Kanzleirath hätten an den Hals fallen mögen.

Es war grade an einem Mittwoch, und Burkhardt wußte wohl, daß Frock kommen würde. Man berathschlagte noch, wie man ihn auf die angenehmste Weise überraschen könnte mit der Nachricht, als er eben zu Leonorens Unterricht hereintrat. Nun umringten ihn Alle fröhlich; Jeder verkündete ihm das Evangelium; Jeder wünschte Glück. Man las in seinen Zügen angenehme Bestürzung. Dann dankte er dem Kanzleirath für seine Güte, den Andern für ihre Theilnahme; und mitten aus der Heiterkeit, die von seinem Antlitz leuchtete, ging er in schwermüthigen Ernst über. Er erklärte, die Stelle wegen Mangels dazu nöthiger Kenntnisse und Fähigkeiten nicht annehmen zu können. Von allen Seiten widerlegt, sagte er: daß er zu solchem Amte keine innere Neigung fühlte. Man machte ihm auch hier so gründliche Einwendungen mit Berücksichtigung seines unsichern Broderwerbs, daß ihm zuletzt nichts übrig blieb, als mit einem Achselzucken zu bedeuten: er dürfe sich um das Amt nicht bewerben; höhere Ursachen, die er nicht angeben könne, versagten ihm das.

Nun ward trauriges Schweigen; es fragte Keiner weiter. Frock nahm, als wäre nichts geschehen, Leonorens Unterricht vor. Der Kanzleirath empfahl sich. Der Major warf sich, seine Pfeife rauchend, in den Sorgenstuhl, und Josephine nahm ihren Sitz am Fenster ein, nähend und horchend.

Auch in der Folge sprach Niemand weiter davon. Aber seit dem Tage schlossen sich Alle enger an den räthselhaften Dulder, der, ohne Vermögen, ein einträgliches Amt verschmähte, und sich das Leben mit Geschäften fristete, von denen er selbst oft sagte, sie wären ihm langweiliger und mühseliger als Holzspalten. Man schien durch herzlichere Theilnahme das geheimnißvolle Schicksal vergüten zu wollen, das ihn quälte. Selbst Josephine, sonst zurückhaltend, nahte sich ihm schwesterlicher. Er aber blieb unabänderlich derselbe; gegen das schöne Fräulein so fremd und gut, wie gegen den Major. Nach Jahr und Tag war er, wie den ersten Tag.

Nicht so blieb das Verhältniß gegen Burkhardt. Dieser hatte Gelegenheit genug, aus tausend Kleinigkeiten wahrzunehmen, daß Alle dem stillen Frock mehr, als ihm, zugethan waren. Nun durch seinen Stand, reichern Gehalt und Rang wohl zu kühnen Hoffnungen berechtigt, und vertraut mit der Dürftigkeit des Majors, faßte er den Entschluß, um Josephinens Hand zu werben. Dem Major offenbarte er sich zuerst, und dieser hörte ihn mit Vergnügen an. „Ganz gut! Mein Ehrenwort haben Sie; wenn das Mädchen Sie will, geb' ich es Ihnen, Sie sind ein kreuzbraver Mann; das sag' ich allemal. Aber fangen Sie es mit Josephinen geschickt an. Sie hat ihre Eigenheiten. Gewinnen Sie ihr Herz, dann haben Sie Alles. Aber ein Antrag voran, das hieße Alles verderben. Ich werde ihr kein Wörtchen von dem sagen, was Sie mir vertrauten.“

Burkhardt wagte nun, sich dem Fräulein mit größern Aufmerksamkeiten zu nähern. Josephine aber schien schon seit geraumer Zeit kälter ihm gegenüber zu stehen, als sonst. Das war unverkennbar. Ein Grund ließ sich davon nicht einsehen. Burkhardt klagte es dem Major. Dieser war einen Augenblick verlegen, nahm ihn bei der Hand, führte ihn—denn das Gespräch ward im Gärtchen hinterm Hause gehalten—in das Zimmer zu seiner Tochter,

und sagte: „Höre, Josephine, ich habe dem Kanzleirath kein Wort gesagt, aber sag' du's ihm. Hat er's gethan, nun, so hatte er's doch nicht übel gemeint; deswegen müßt ihr nichts wider einander haben. — Führ' ihn vor die Kommode und damit hat das Ding ein Ende."

Das Fräulein ward feuerroth, und schien mit dem Befehl des Vaters nicht zufrieden zu sein. Aber sie gehorchte. Sie ging mit dem Kanzleirath in ein Nebenstübchen, schloß eine Kommode auf und sagte, indem sie auf einige Stücke feiner Leinwand, auf einige Stücke Indienne und Satin, und auf einen Brief zeigte, welcher die Aufschrift an den Major und den Beisatz: beschwert mit dreißig Louisd'or, hatte: „Ich muß Sie bitten, diese Geschenke, welche Sie uns bald am Geburtstage meines Vaters, bald an Leonorens, bald an meinem Geburtstage durch die Post schickten, wieder anzunehmen. Ich ehre das Zartgefühl, mit dem Sie sich als Geber verbargen, und die Freundschaft, welche Sie zu kostbaren Geschenken verleitete. Wir aber dürfen sie nicht behalten, weil wir dergleichen nicht erwiedern können."

Burkhardt sah mit Erstaunen den Schatz der Kommode an, als er Josephinens Worte hörte. „Ich bezeuge Ihnen, mein theures Fräulein," sagte er endlich, „als redlicher Mann, daß ich Sie gar nicht verstehe. Ich habe an dem Allem keinen Theil gehabt. Sie werfen falschen Verdacht auf mich."

„Herr Kanzleirath," erwiederte Josephine, und beobachtete ihn mit ernsten, etwas feuchten Blicken und hochgerötheten Wangen: „Ich kann Sie als unsern Freund, aber nicht als unsern Wohlthäter sehen. Ich beschwöre Sie, wollen Sie das alte Verhältniß herstellen, so nehmen Sie die Sachen zurück. Alles liegt hier unberührt, und wird nie von uns berührt werden. Kein Anderer hat es uns gesandt, als Sie. Nur Sie konnten es, und nur Sie wußten die Tage, und auch wohl die Augenblicke, wenn mein Vater in einiger Geldverlegenheit sein konnte.

Auf dies Alles wiederholte Burkhardt seine erste Aussage, und mit so vielem Ernst, daß Josephine beinahe irre ward. Doch fühlte sie wohl, er könne jetzt kaum anders reden. Sie gingen zurück. Das Betragen des Fräuleins änderte sich nicht.

Josephine hatte längst umhergerathen, von wem die Geschenke kommen möchten. Wäre es der Kanzleirath nicht, so hätte es wohl der verliebte Graf sein können, der sich vielleicht wieder einschmeicheln wollte. Frock war ihr nicht verdächtig gewesen. Nun aber Burkhardt sich ernstlich von aller Schuld rein wusch, stieg doch der Argwohn bei ihm auf, daß Frock vielleicht der Geber sein möge. Sie beobachtete ihn mit schärferm Blick, und eines Tages, da er Leonorens Unterricht beendet hatte, mußte er Josephinen in die Kammer folgen.

Sie zog die Schublade der Kommode hervor, zeigte auf die darin liegenden Sachen und sagte: „Herr Frock, seit vielen Monaten kommen meinem Vater Geschenke zu von Zeit zu Zeit für ihn oder für uns Mädchen; wir wissen nicht von wem. Sie bleiben unberührt. — Ich hatte den Kanzleirath in Verdacht. Er läugnet. Mir sollte es leid thun, wenn ich den trefflichen Mann unverdient kränkte. Helfen Sie mir auf die Spur, wer dies sandte und sich zu unserm Wohlthäter aufbringen will?"

Frock stand erröthend mit gesenkten Augen neben ihr. „Sie reden etwas hart, liebes Fräulein. Wissen Sie denn auch, ob der, welcher diese Dinge schickte, Wohlthäter oder Abzahler einer Schuld sein will? Ist er ein Schuldner, so sehe ich nicht ein, warum Sie die Zahlung anzunehmen weigern? Gegen Wohlthaten und Almosen haben Sie das Recht, stolz zu sein."

„Lieber Frock," sagte Josephine, und betrachtete ihn mit durchdringendem Blick; „sind Sie es selbst gewesen? Reden Sie redlich!"

„Verdammen Sie mich, Fräulein! Ja, ich bin es gewesen. Ich habe gefehlt, daß ich es so linkisch anfing, und Sie mit Kleinigkeiten in Verlegenheit setzte, um mir Verlegenheiten zu ersparen. Wollen Sie nun das Alles wieder zurückgeben?" sprach er mit weicher, bittender Stimme.

„Nein, nun behalt' ich Alles, Alles!" sagte Josephine, und Thränen fielen aus ihren Augen, mit denen sie ihn anlächelte, während sie mit beiden Händen seinen Arm dankbar und sanft drückte: „Ihnen kann es nicht einfallen,

unser Wohlthäter sein zu wollen. Sie sind unser Freund. Aber, nicht so: Sie versprechen mir, uns keine ähnlichen Geschenke mehr zu machen? Sie sind ein Verschwender!"

Als beide zurück in's Zimmer kamen, sah Leonore erschrocken die weinenden Augen ihrer Schwester. Im gleichen Augenblick trat auch der Major herein.

„Was gibt's?" fragte dieser verwundert. Josephine umarmte ihren Vater, und sagte: „Bedanken wir uns bei dem guten Frock; er hat uns mit den Kostbarkeiten in der Kommode beschenkt. Dem Freund zu Ehren wollen wir uns nun damit kleiden."

„O lieber, lieber Herr Frock!" sagte entzückt Leonore, und legte sich schmeichelnd an ihn: „Aber die Indienne zu meinem Geburtstage war auch gar zu schön!"

Mit dieser Aufklärung war in der That das alte Verhältniß zwischen Burkhardt und dem Fräulein wieder hergestellt. Ja, Josephine war weit gefälliger gegen ihn, als vormals, wie wenn sie ein Unrecht an ihm gut zu machen hätte. So glücklich aber Burkhardt sich bei dieser Veränderung fühlte, blieb ihm doch unbegreiflich, daß die Frauenzimmer ohne Widerwillen, was sie von ihm nicht angenommen haben würden, dem ärmern Freck nicht ausgeschlagen hatten. Sie verarbeiteten das Linnen mit sichtbarem Vergnügen, und bereiteten sich neue Kleider, bei deren Verfertigung Frocks Name unaufhörlich genannt wurde. Burkhardt sagte einst zu Josephinen: „Sie nahmen von Herrn Frock die Geschenke; von mir hätten Sie sie verschmäht. Ich wage es kaum, Ihnen etwas anzubieten, aus Furcht, Sie zu beleidigen. Aber doch könnt' es mir weh' thun, daß Sie mich zurücksetzen."

„Nicht doch, lieber Herr Kanzleirath. Ich schätze Sie so sehr, wie den guten Frock. Bieten Sie mir nun nur etwas an; ich will es nicht ausschlagen, das sollen Sie sehen. Aber zuviel darf es nicht sein. Zum Beispiel die Nelke da, die Sie im Knopfloch tragen."

„Darf ich Ihnen nichts Besseres anbieten, liebenswürdiges Fräulein?"

„Aber nicht zuviel."

„Er lehnte sich zu ihr und flüsterte: „Was ich habe und bin, nehmen Sie Alles und mich selbst."

Josephine zog sich erröthend zurück und sagte: „Herr Kanzleirath, das ist zu viel!"

Er sprach offener, dringender. Der Major kam wie gerufen dazu, und gab auch sein Wort drein. Josephine im Gedränge sprach mit etwas feierlicher Stimme: „Ich finde mich durch Ihre Freundschaft geehrt, Herr Kanzleirath; aber ich bitte Sie, von allem Andern zu schweigen. Es würde unsere Zufriedenheit stören. Wir wollen thun, als wäre nichts gesprochen worden."

Josephine freilich konnte wohl so thun, aber nicht der betrübte Kanzleirath. Er mied von dem Tage an das Haus, in welchem er die schönsten Hoffnungen seines Lebens verloren hatte. Nach einem Vierteljahr hörte man, er habe sich vermählt. Der Major sagte mit unzufriedenem Blick auf Josephine: „Das that der arme Schelm aus Verzweiflung."

Obwohl Frock nun der einzige Hausfreund war, kam er darum weder öfter, als Sonnabends und Mittwochs regelmäßig, oder wenn er allenfalls eingeladen war; noch änderte sich sein Wesen, das jede engere Vertraulichkeit zu fliehen schien. Nur mit Leonoren, seiner Schülerin, war er ungebundener; aber Leonore hing auch mit aller Zärtlichkeit und vergötternder Leidenschaftlichkeit an ihm, deren ein zwölfjähriges Mädchen fähig war, das sich selbst noch nicht verstand. Für ihn erzog sie Blumen; für ihn sann sie auf kleine Ueberraschungen; ihm sah sie mit Ungeduld entgegen, wenn er um eine Viertelstunde zu spät kam; von ihm hatte sie Träume. Die Mittwoche und Sonnabende waren ihr Festtage.

„Sehen Sie, Herr Frock, lieber Herr Frock!" sagte sie eines Abends: „Sie sind recht gut.— Aber Josephine sagt doch, Sie wären nicht glücklich. Und Sie sind es auch nicht. Sagen Sie, was fehlt Ihnen?"

„Ich bin glücklicher, als ich zu sein verdiene."

„Ist das auch wahr?"

„Gewiß, Fräulein."

„Sehen Sie mir auch recht in die Augen,

Herr Frock!“—Ach, da ist ja doch etwas Trübes! Nun sein Sie mir ganz still. Ich will Sie etwas Ernsthaftes fragen. Warum gehen Sie gar nicht in die Kirche?“

„Wie hängt das mit dem Glück zusammen?“ sagte Frock.

„Das fragen Sie? Haben Sie mir nicht selbst gesagt, mehr als einmal: ohne Religion sei kein Glück? — Wer mit Gott und in Gott sei, der könne nicht unglücklich werden?“

„Aber, Fräulein, die Kirche ist nicht die Religion, und Gott wohnt ja allenthalben.“

Leonore dachte nach, schüttelte den Kopf und erwiederte: „Sie wissen immer etwas, wogegen ich nichts einwenden kann; und ich fühle doch, Sie haben diesmal wohl Unrecht. Sie könnten ein recht heiliger Mensch werden, wenn Sie in die Kirche gingen.“

„War Christus nicht heiliger, als wir Fräulein? Sagen Sie mir aber, ging er in die katholische, oder reformirte, oder lutherische Kirche? Wenn Sie mir bestimmt sagen, wohin er ging, so will ich ihm dahin folgen.“

Leonore wußte nicht, was sie antworten sollte. „Er war nicht katholisch,“ sagte sie, „reformirt auch nicht, lutherisch auch nicht.—Was sind Sie denn aber? Wie, sind Sie nicht von unserer katholischen Kirche? Sind Sie vielleicht,“ setzte Leonore schüchtern hinzu, „wohl gar lutherisch? O nein, das sind Sie nicht.—Sagen Sie nein.“

„Würde ich weniger Werth in ihren Augen haben,“ erwiederte Frock, „wenn ich nicht zu Ihrer Kirche gehörte?“

„Ach, das ist traurig!“ seufzte Leonore, und schluchzte bitterlich. Frock konnte sie kaum beruhigen.

Als er das folgende Mal wieder kam, sah ihn Leonore ernsthafter an, als gewöhnlich. Er bemerkte in ihr sonderbare Aengstlichkeit mit Mitleiden vermischt. Er zog ein Buch hervor, gab es ihr und sagte: „Dies wird Sie vielleicht am besten belehren und beruhigen.“

„O wenn das je möglich wäre!“ sagte Leonore mit Heftigkeit.

Sie nahm das Buch. — Es war Lessings Nathan der Weise.

Sei es, daß dies vortreffliche Buch, oder natürlich leichter Sinn Leonorens Gewissensfrage besänftigte, — sie sehnte sich mit dem Gedanken wieder aus, daß Frock ein Ketzer sei. Heimlich aber machte sie doch Anschläge ihn zu bekehren. Das hoffte sie am besten zu erreichen, wenn sie ihn bereden würde, mit ihr Sonntags oder auch während der Woche einmal in die Messe zu gehen.

Inzwischen traf ein ganz unerwartetes Ereigniß ein, welches alle Bekehrungsplane zerriß. Der Major trat eines Morgens odemlos in Frocks Stube, umarmte ihn und sagte: „Nun Freund Jonathan, nun kann dir dein David Alles wieder erstatten; nun deine Liebe vergelten. Denk' auch! Sieh hier den Brief! Der kommt vom Stadtrath da, in—nun kurz Dings da, gleichviel! Mein Vetter, der alte Generallieutnant—ei du weißt ja, der Dings da, ich habe dir erzählt, wie er bei Dings da blessirt ist—nun, er ist gestorben, hat keine Erben, bin von Rechtswegen und durch seinen letzten Willen einziger Erbe aller seiner Güter. Gott habe den Vetter Dings da selig! Aber wir waren immer gute Freunde. Bin ein reicher Mann. Lies auch! Schreiben, ich solle kommen, oder statt meiner einen schicken, — nun, verstehst's ja besser als ich, so einen Dings da, der die Sache in Richtigkeit bringe. Hol's der Geier, es sind da Weiber und Advokaten, welche Einspruch thun. Wenn's nur nicht schief geht, und mir die Freude wieder zu Wasser wird. Verstehe nichts von Juristerei; bin alt; im rauhen Winterwetter möchte ich auch nicht reisen.“

Frock las den Brief. Die Sache war, wie sie Herr von Tulpen gesagt hatte, die Erbschaft bedeutend, aber sowohl das Testament, als das Näherrecht zum Erbe durch eine Seitenlinie von den Verwandten des Verstorbenen angefochten, die sogar seinen Namen führten. Frock versprach dem Major, er selbst wolle dahin reisen und die Sache ins Reine bringen. „Bis zum Frühjahr ist's hoffentlich abgethan; dann können Sie mit den ersten schönen Tagen Ihre Güter beziehen!“ sagte Frock, packte seine Bücher ein, und fing sogleich mit dem Major das Verhör über dessen Verwandtschaft zu dem Verstorbenen an.

Inzwischen, ehe alle zur Entscheidung des Streits nöthigen Papiere zusammengebracht

waren, verstrichen einige Wochen. Frock war in dieser Zeit, da er seine bisherigen Bureaugeschäfte aufgab, fast alle Tage im Hause des Majors. Welche Plane wurden da gemacht, welche Träume!—Leonore und Josephine malten sich den Himmel in die Zukunft; die Farber, die im Regenbogen lodern, waren ihnen viel zu matt. Und Frock, das setzten beide so gut wie ihr Vater als natürlich voraus, Frock stand in allen Planen, in allen Träumen. Wie konnte der Mann fehlen, der nur allein nicht wußte, daß er zum Glück der Uebrigen unentbehrlich geworden?

Selbst Josephine, diese feinberechnende Kennerin ihres Wirkungs- und Lebenskreises, von deren Beifall am Ende doch Alles abhing, und die von Allen angebetet ward: selbst Josephine verhehlte ihrem Vater gar nicht, daß auch Frock nothwendig die Hauptstadt aufgeben und mit ihnen in's gelobte Land ziehen müsse. Ohnedem wären wir—das war ihr Ausdruck—ohne Segen!—„Du hast das rechte Wort getroffen!" rief Leonore: „Haben Sie es gehört, lieber Vater? Ohne Segen!" der Major brummte: „Versteht sich!"

„Aber," sagte Josephine, und stieg von ihrem Fenstersitz, und umschloß mit beiden Armen den alten Major, „aber Vater wird er sich auch dazu entschließen? Er hat nie ein Wort dazu gesagt, so oft wir auch in unsern Entwürfen Hauptrollen gaben. Lieber Vater, Frock ist ein sehr eigener Mann. Ich bitte Sie, lassen Sie sich von ihm das Versprechen geben, uns zu begleiten."

Herr von Tulpen wunderte sich ein wenig über die Aengstlichkeit Josephinens. „Mir ist aber wirklich bange!" sagte sie.

Sobald Frock kam, war des Majors erstes Wort: „Freund Jonathan, meine Mädchen wollen mir Schrecken machen, als könntest du tolle Streiche treiben, und uns verlassen, wenn wir nach Dings da reisen. Es ist keine Rede davon, gelt? Du machst dir aus dem Leben in der Hauptstadt nichts, und ziehst mit uns auf die Güter, und bleibst bis an's Ende der Tage. —Suche du dir, als Quartiermacher, deine Wohnung, deinen Garten, Alles selbst und vor Allem aus. Wir Andern nehmen vorlieb mit dem, was du uns anweisest."

Frock beugte sich dankend. Er verfärbte sich. Man sah, es ging in ihm etwas Schmerzliches vor.

Leonore sprang mit lautem Schrei und ausgebreiteten Armen gegen ihn, drückte sich fest an ihn und rief: „O lieber Herr Frock, nicht dies Gesicht, nicht dies Gesicht! Es ist ein Todesengelsgesicht, ich kenn' es schon."

Josephine hatte ihn gesehen, und setzte sich erblassend nieder. Sie zitterte. Von Zeit zu Zeit schlug sie die Augen gegen Frock auf.

„Reden Sie doch!" rief Leonore: „Sie bleiben bei uns, unzertrennlich! Sagen Sie um Gotteswillen Ja!"

Frock legte beide Hände auf's Herz, und mit einem Blick, mit dem er voraus um Vergebung flehte, sprach er: „Das kann ich nicht!"

„He!" schrie der Major erschrocken: „Bin ich nicht dein David? Und du willst mich verlassen, Jonathan? Scherze doch nicht mit uns; du siehst, wie jämmerlich solch ein Scherz uns zurichtet. — Hand her, Kamerad; du wirst dein Leben bei uns auf den Gütern zubringen."

„Ich kann nicht!" antwortete Frock halblaut, aber mit dem ihm eigenthümlichen Ton der Entscheidung.

„Kannst nicht, Jonathan? Was hindert dich? Bist ja frei, wie der Vogel in der Luft.—Kannst nicht? Possen da! Was hält dich in der Hauptstadt zurück? sind wir nicht deine einzigen Freunde?"

—Die Einzigen.

„Oder, he, sag's heraus: hat den jungen Herrn ein schönes Kind gefesselt? Spaß! wir fesseln das Dings da und nehmen es mit uns. Nur heraus mit der Sprache. Eine Geliebte?"

—Keine.

„Nun, was ist dir an der Hauptstadt gelegen?"

—Nichts.

„Und willst nicht bei uns bleiben und wohnen im gelobten Land, nachdem du unser guter Engel in den Jahren des Jammers gewesen?"

—Ich kann nicht.

„Warum aber nicht? Es muß doch ein Hin-

derniß sein. Das Hinderniß wird sich heben lassen! Weißt du, als sie bei Dings da meinten, es sei unmöglich, die Batterie zu nehmen? Setzte ich nicht mit meinen Grenadieren an, und nahm sie? Kostete freilich zehn oder so und so viel prächtige Kerls."

—Ich werde Alles für Sie thun; ich könnte sterben für Sie. Aber thun Sie auch etwas für mich. Lassen Sie mich frei ziehen, wohin ich will, sobald ich Ihre Erbschaftsangelegenheit berichtigt habe. Und reden wir doch nie wieder davon. Sie wissen nicht, wie Sie mir das Herz zerreißen. Ist Ihnen mein Leben, meine Gesundheit lieb, reden Sie nie wieder davon.

„So fahre wohl, gelobtes Land!" schluchzte Leonore: „Vater, wir wollen dann hier in der Stadt bleiben."

„Mir recht!" sagte der Major finster.

„Dann—dann" stammelte Frock, dann—ich werde in jedem Fall die Stadt verlassen. Heilige Pflichten rufen mich anderswo hin."

Er war so bewegt, als er die letzten Worte sprach, daß er sie kaum vollenden konnte. Er beurlaubte sich, und versprach nach einem kurzen Spaziergang wieder zu kommen.

Und wie er wieder kam, fand er sie Alle noch auf denselben Plätzen, wie er sie verlassen hatte. Der Major saß düster in seinem Sorgenstuhl; Leonore in einem Winkel mit verweinten Augen; Josephine ohne Thränen aber etwas steinern. Es war in ihren Zügen etwas, das sich nicht beschreiben läßt; etwas Todtes, Starres, bei aller Schönheit Grauenvolles.— Leonore und ihr Vater sprangen auf, ihn schmeichelnd zu bewillkommen. „Hast dich eines Bessern besonnen, Jonathan, nicht wahr?" sagte der Major, aber Josephine regte sich nicht.

„Sprechen wir von heitern Dingen!" sagte Frock. Aber die Versuche waren vergebens. Frock machte sich an die Papiere und schrieb, bis es dunkel ward. Die Andern saßen stumm umher. Leonore weinte und nähete. Josephine starrte, ihr schönes Haupt auf die Hand gestützt, unbeweglich durch die Fensterscheiben hinaus, ohne auf die Vorbeiwandelnden zu sehen.

„Bleibt mir mit euren Kindereien vom Halse!" rief folgenden Tages der Major, als er zu seinem Freunde Jonathan in's Zimmer trat, und ihn auf dem Bette liegend, krankhaft bleich, mit geschwollenen Augen fand. Frock war im Tulpenschen Hause zum Mittagessen erwartet gewesen und nicht gekommen.

„Wie spät ist's?" fragte Frock, und sprang auf. Vor seinem Bette stand ein Tisch mit kaltgewordenem Punsch, daneben eine Flasche Madera. Vom letztern trank er sogleich hastig ein großes Glas voll und reichte dem Major die Hand.

„Drei Uhr vorbei!" sagte Herr von Tulpen.

„Drei Uhr? So habe ich einen sieben Stunden langen todtartigen Schlaf gethan diesen Morgen. Ich habe Alles die Nacht zu Ende gebracht. Ich kann in folgender Nacht abreisen auf ihre Güter. Ich zahle meine alte Wirthin, und bleibe den Abend bei Ihnen, lasse die Post dahin kommen und steige dort ein. — Mir ist nicht mehr wohl hier. Meine Gesundheit fordert eine wilde Bewegung und Zerstreuung, sonst reibt's mich auf."

„Hast du Gesellschaft gehabt?" fragte der Major, und zeigte auf den Punsch und Wein.

„Ich habe die Nacht gearbeitet, und ..."

„Den Geist ermuntern wollen."

„Mein Geist bedarf keines Sporns. Aber was den Geist niederzieht, das elende Fleisch und Blut mußte ich bestechen, daß es folge."

„Kamerad, du siehst erbärmlich aus. Wir sind Männer. Kamerad, rede mir frei vor Gott, was treibst du, oder was treibt dich? Ich will schweigen, wie ein Todter, aber rede. Warum bist du nicht, wie andere Menschenkinder sind? Warum schlugst du des Dings da, des Fürsten Anerbietungen im Gefängniß aus, da er dir in seinem Lande ein ehrenhaftes Amt geben wollte? Warum zogst du freiwillige Niedrigkeit und Armuth vor? Warum lehntest du Burkhardts Registratorstelle ab? Warum liebst du uns und stellst dich gegen uns Alle kälter und fremder, als du bist? Warum thust du Verzicht auf die Freuden und Freundschaft offenbar wider deines Herzens Willen, das für Freundschaft so empfänglich ist? Warum fliehst du gute Menschen, die dich suchen, die ihr Leben für dich in die Schnaze schlagen würden? Warum bist du veränderlich, wie die

Sonne an einem Apriltage, daß dir's mitten in aller Luft über das leuchtende Antlitz wie finstere Wolke zieht? Weiche mir nicht aus! Sieh, Jonathan, es geht nicht gut mit mir und dir, wenn du nicht redest. Warum willst du weder auf meinen künftigen Gütern, noch hier bleiben? Wir bedürfen dein. Wir beschwören dich um dies, was uns mehr als Reichthum gilt. Du sonst so Weichherziger, warum bist du so hartherzig?"

Frock füllte sein Glas zum andern Mal, und stürzte den Wein hinunter.

„Ich glaube du möchtest dich berauschen? Nichts da! Reden wir ganz ehrlich und nüchtern zusammen, Jonathan rede! Wir sind allein. Hast du ein Verbrechen begangen? Rede, denn ich schwöre dir, du hast es unwillkührlich gethan und nur schon zu lange dafür gebüßt. Du wirst in meiner Liebe nichts verlieren. Und hättest du mir Vater und Mutter erschlagen, ich könnte dir's verzeihen."

„Ich bin kein Verbrecher!" sagte Frock mit stolzem Kopfschütteln.

„Nun, hol's der Geier, so bist du ein Narr. Welcher Teufel plagt dich denn? Kannst du denn das Räthsel selbst nicht lösen?"

„Wenn ich wollte, mit zwei Silben, Herr Major. Ich hab' es beschlossen, Sie sollen es erfahren."

„Wann?"

„Heute noch, ehe ich auf Ihre Güter abreise."

„Und wenn ich die zwei Silben weiß, und dir dann antworte: Jonathan, das sind Possen!"

„Das werden Sie nicht."

„Hol's der Geier, ich werd' es! Und wenn ich aller deiner Noth ein Ende mache?"

„Das können Sie nicht."

„Aber ich sage — höre, bringe mich nicht in Wuth! ich sage, ich will es können. Und wenn ich's kann, bleibst du dann mit uns?"

„Ja!"

„Ja? — Hand her!"

Frock gab die Hand. — Der Major schloß ihn küssend in die Arme, als wäre Alles überwunden.

„Also, Wort gehalten! Heute noch sagst du mir das fatale Geheimniß, dessen du dich nicht zu schämen hast?"

„Diesen Abend, ehe ich von Ihnen abscheide und in den Wagen steige, Herr Major. Aber sorgen Sie, Herr Major, daß der Abschied fröhlich, wenigstens ruhig werde. Lassen Sie uns punschen, alles Grams vergessen! Es kann zuweilen Pflicht sein, sich zu betäuben. Ich möchte in einem Rausch von Ihnen scheiden. War doch mein ganzes Leben bei Ihnen ein Rausch."

Der Major versprach, für einen heitern Abend zu sorgen. „Wir werden zufriedener von einander scheiden, als du meinst!" sagte er und ging, um sogleich Anstalten zu treffen.

Frock packte ein. Da er Alles vollbracht hatte, sah er noch das Fernrohr liegen. Die Thränen traten ihm in die Augen. „Nun ja," seufzte er, „komm nur her, und gib mir zum letzten Mal mein Glück!" — Er trat an's Fenster; er sah hinaus. Er sah Josephinen wirklich. Sie stand an einen der drei Bäume gelehnt, ihr schönes Gesicht in ein weißes Schnupftuch gehüllt. Nach einer Weile trocknete sie schnell mit dem Tuche Augen und Wangen. O wie schön sie war, als sie, wie in einem Gebet, die blauen Augen gegen den blauen Himmel richtete! — Sie ging in's Haus.

„Gute Nacht! auf ewig gute Nacht, Josephine!" rief Frock, und warf sich in Schmerz über das Bett. Er liebte Josephinen mit aller Leidenschaft, deren ein zartfühlendes Herz fähig war. Er hatte nun zwei Jahre lang in ihrem Umgang oder vielmehr in ihrer stummen Anbetung gelebt; zwei Jahre mit sich selber gekämpft, und gefunden, daß seine Leidenschaft unüberwindbar sei. Darum war ihm die Reise, die Zerstreuung willkommen. Da hoffte er sich zu heilen. Nach Jahren und Tagen erst wollte er, oder nie, das Fräulein wiedersehen. Frock dachte und handelte, wie ein Mann denken und handeln soll, welcher nicht Raub seiner Leidenschaft sein will. Auch hatte er, so oft er das Tulpensche Haus binnen zwei Jahren betreten, mit bewunderungswürdiger Kunst und Kraft die Gluth seines Gemüths unter einer äußern kalten Höflichkeit verborgen gehalten.

Gegen Jeden war er gesprächiger und traulicher gewesen, als gegen Josephine. Sie sollte von seiner Leidenschaft nichts ahnen; noch viel weniger kam ihm zu Sinn, eine ähnliche in ihr zu erwecken. Und hätte er's glauben können, daß Josephine einer Gegenliebe fähig gewesen wäre, er würde dies Haus, die Stadt, das Reich schon früher geflohen haben. Er wollte allein unglücklich sein.

Zuweilen zwar ward ihm verdächtig, wenn er von ungefähr sah, wie ihr Auge fest und dunkel auf ihn hinblickte, und sich dann schnell, manchmal unruhig wegwandte; zuweilen, wie sie mit seltsamer Heftigkeit that oder sprach, nicht gegen ihn, sondern gegen die Andern, wenn es ihn anging; zuweilen, wie sie, was ihm gefiel, am liebsten that. Es athmete in ihrem Wesen etwas, das ihn wie Lieb' um Liebe ansprach; aber immer war sie dabei doch gegen ihn verschlossener, besonnener, als gegen alle Uebrigen. Weder er hatte jemals ihr, noch sie ihm ein schmeichelndes Wort geäußert. Sie standen wie fremde Menschen gegen einander, die sich nur in Formen allgemeiner Artigkeit begegneten.

Er ermannte sich, leerte das dritte Glas Madera, legte Reisekleider an, bestellte die Post, wohin sein Koffer gebracht ward, und ging in's Tulpensche Haus.

Es war ihm nicht wohl, als er Josephinen allein im Zimmer fand. Sie war blaß. Er erkundigte sich nach dem Vater und der Schwester. Die letztere war des Punsches wegen ausgegangen, der Major seit einer Stunde abwesend. Er warf seinen Mantel ab und that viele gleichgültige Fragen, die mit halben Worten beantwortet wurden. Sie saß am Fenster, strickend, vor sich niederschauend. Er stand am Ofen sie betrachtend. So schön war sie ihm nie vorgekommen, als in diesem Augenblick.

Nach einem Schweigen von mehreren Minuten stand sie auf, sah ihn an und ging langsam auf ihn zu. „Frock!" sprach sie mit ihrer gewöhnlichen Kälte und ihm fest in's Auge blickend: „Sie reisen also heute ab, wie mir der Vater gesagt hat?—Ich habe Ihnen eine Frage zu thun. Antworten Sie mir offen. Sie haben Ihr Wort gegeben, nicht wieder zu uns zu kommen. Ich will die Ursache davon nicht wissen, wenn es eine andere ist, als ich das Recht habe zu vermuthen. Aber antworten Sie mir wahrhaft, wenn ich die Ursache angebe, und — Ihren Irrthum vernichte. Ich fühle, ich bin die Urheberin alles Uebels. Es reut mich."

Frock ward feuerroth, und sein Herz schlug so gewaltig, daß er kaum erwiedern konnte: „Fräulein, was sagen Sie auch! Wie können Sie so denken?"

„Desto besser," sagte Josephine, „wenn ich mich getäuscht haben sollte. Es wird viel zu meiner künftigen Zufriedenheit beitragen. Antworten Sie mir wahrhaft. Wir sind allein. Aber Gott ist unser Zeuge. Wollen Sie?"

Frock zitterte. Er antwortete: „ich will!" hatte aber kaum den Muth, der Jungfrau in's Auge zu blicken, die feierlich und wunderschön vor ihm stand.

„So bekennen Sie denn: Sie stürzen meinen Vater und meine Schwester in Schmerz und Thränen; Sie wollen sich auf immer von ihnen trennen, von denen Sie so sehr geliebt werden, bei denen Sie in aller Achtung stehen, und gegen die Sie selbst die innigste Freundschaft nicht verläugnen können. — Sie wollen fort von uns auf immer, und das nur meinetwillen!"

Er schwieg, von seinem Bewußtsein geschlagen, von seinen Gefühlen überwältigt. Er konnte sich nicht fassen.

„Ihr Schweigen ist Bestätigung!" sagte Josephine: „Ich fürchtete es zuweilen; Leonore errieth es. Aber ich bezeuge Ihnen, lieber Frock, daß es, der Allwissende weiß es, nie in meiner Absicht war, Sie zu beleidigen und zu kränken. Mein Betragen gegen Sie mochte tadelnswerth sein. Ich war gegen Sie nicht, wie mein Vater, wie meine Schwester waren, wie ich hätte sein sollen; aber, der Allwissende weiß es, kränken wollte ich Sie nicht. Sie sind mir werth, recht werth. O glauben Sie doch das. Hätte ich denn sonst Ihre Geschenke annehmen können, die ich dem Kanzleirath ausgeschlagen haben würde? Ich habe Sie gewiß nicht beleidigen wollen. Ich war anders gegen Sie, als gegen Andere. Aber dem Himmel ist's bekannt, ich konnte nicht anders. Verzei-

hen Sie mir, und deuten Sie mein bisheriges Benehmen gegen Sie nicht unrecht. Sie sind im Irrthum, wenn Sie glauben, daß ich etwas wider Sie habe, oder jemals gehabt hätte. Sie sind mir werth, wenn ich es Ihnen auch nicht äußerte und äußern konnte, wie der Vater und Leonore.—Nicht so? Sie verzeihen mir? Sie zürnen mir nicht?"

Ganz bestürzt und von seinen Empfindungen übermannt, rief Frock, indem er Josephinens Hand ergriff:

„Was denken Sie, Fräulein? Sie mich beleidigt? Wie konnten Sie so etwas glauben? Fräulein, o nein! nein! In Ihrer Nähe zu athmen, war ja mein einziges, mein höchstes Glück. Ja Fräulein, der Gedanke an Sie wird immer mein schönster Gedanke bleiben."

Er drückte ihre Hand an sein Herz, ließ sie dann fahren, sank in sich zusammen und stammelte: „Segnen Sie mich, dann lassen Sie den Unglücklichen ziehen!"

„Bin ich Ihnen," fragte sie forschend und mit langsamer Rede, „bin ich Ihnen so viel werth, als mein Vater und Leonore?"

Er sank zu ihren Füßen nieder, legte seine Lippen an ihre Hand und sagte: „Mehr!"

„Was thun Sie, Herr Frock!" rief Josephine, und richtete ihn, der nicht wußte, was er that, in unaussprechlicher Bestürzung auf.— Ihre Hände lagen in den seinigen, und sie zog sich nicht zurück.

„Das Mißverständniß, sagte sie bebend, ist gehoben. Ich darf dem Vater und Leonoren nun sagen, daß Sie sich nicht von uns trennen wollen."

„Fräulein," rief Frock: „nur Sie, in dieser Welt Niemand, als Sie, können über mich gebieten, was ich soll. Ich werde Ihnen gehorchen, wie keinem Andern. Aber fordern Sie nicht, daß ich bleibe. Sie fordern meinen frühern Tod."

Da stürzten die Thränen hell aus Josephinens Augen und über ihre Wangen; aber sie änderte keinen Zug ihrer Mienen, sondern sagte mit einer erschreckenden Kälte, wenn man diese gelassene Stimme, diese ruhigen Geberden unter dem Thränenstrom so nennen darf: „Und trennen Sie sich auf immer von uns, so stören Sie das Lebensglück und die Freude Leonorens und des Vaters, und mich—tödten Sie." Mit den letzten in Schluchzen ausgesprochenen Worten, die sie erst nach einigem Zögern vorstieß, sank sie laut schluchzend mit ungebändigtem Schmerz hin.

Frock, seiner selbst nicht mächtig, umschlang die Halbohnmächtige. Wie in einem Traum umschlang er sie. Er bog sich über ihr Gesicht, heftete seine Lippen auf die ihrigen. Vergessen war die Vergangenheit und Zukunft. Ihre Seufzer sagte, was er allen Engeln des Himmels nicht geglaubt haben würde, wenn sie es ihm gesagt hätten.

Und als sich Josephine mit stolzem Schämen zurückzog, stand er an Allem, was geschehen war, zweifelnd da, und näherte sich schweigend noch einmal dem Fräulein, zog Josephinen noch einmal an sich. Und sie sprach: „Sie haben mir also gewiß nie gezürnt?"

„Ehe Sie mich kannten, liebte ich Sie schon mehr, als mein Leben!" rief der Entzückte.

In diesem Augenblick hörte man den Major mit Leonoren nahen. Josephine eilte ihnen entgegen, umarmte beide und rief mit entflammtem, begeistertem Gesichte: „Es ist nun Alles gut, Alles!"

„Gottlob!" schrie der Major, und drückte dem berauschten Frock herzlich schüttelnd die Hand: „Der Teufel komme euch Leuten auf die Sprünge. Es hätte Unglück gegeben, wäre nicht die Kleine hier auf den klugen Einfall gekommen." Er zeigte auf Leonoren

Leonore tanzte vor Freuden. Sie sprang zu Frock und sagte: „Sie sind also rein ausgesöhnt. Es ist wahr, Josephine ist immer sonderbar mit Ihnen umgegangen. Aber sie hat Sie doch lieb gehabt, ich weiß das gewiß, sehr lieb. O wie froh bin ich!—Kommen Sie, ich muß Ihnen dafür einen Kuß geben. Ich taumle, ehe ich Punsch getrunken habe." Und damit hing sie wie eine Klette fest am Halse des betäubten Jünglings, und küßte ihn mit heißer Innigkeit.

Da ward der Tisch gedeckt, die Lichter wurden angezündet, kalte Speisen aufgetragen, Wein dazu; Leonore und Frock mußten den Punsch anrichten. Es ging froh durcheinander, und

doch sprach man wenig Zusammenhängendes. Frock stand träumend, und preßte Zitronen. Josephine schwebte, sich selbst nicht fühlend, ab und zu; ihre Augen glänzten, auf den Einzigen hingewandt, der das Dunkel ihres Gemüths erhellt hatte. Leonore sang, schlug Zucker, tanzte herum, lachte und rief einmal ums andere: „Ich bin wie närrisch!" Der alte Major rauchte seine Pfeife, ging auf und ab, stimmte zuweilen in Leonorens Gesang, und fluchte wieder dazwischen auf drollige Weise gegen seinen Jonathan.

Man setzte sich in bunter Reihe. Leonore füllte die Punschgläser. Man mußte auf ewige Freundschaft anstoßen. Frock glühte. Er trank ein Glas ums andere. Er schien sich betäuben, sich selbst vergessen, oder sein Glück in vollen Zügen genießen zu wollen. Oft sank er in seinen Ernst zurück unwillkürlich. Kaum bemerkte aber dies Leonore, hob sie drohend den Finger gegen ihn auf und sagte: „Schon wieder?" Dann wischte er sich mit der Hand über die Augen und sagte: „Sie haben recht! Es muß Alles vergessen sein, jetzt Alles! Das Böse kommt von selbst in seiner Stunde." Er überließ sich seiner Seligkeit.

Als das einfache Nachtessen beendet war, und der Geist des Punsches die Freude Aller höher stimmte, und das Gespräch fröhlich durcheinander tönte, zog der Major die Taschenuhr und sah nach der Zeit. Frock, es bemerkend, erschrack und fiel in vorige Finsterniß und Nüchternheit zurück. Josephine schüttelte den Kopf gegen ihn, legte ihre Hand sanft auf die seinige und sagte: „Immer noch der Alte?"

Die Berührung ihrer Hand trieb ihm alles Blut wieder froher durch die Pulse. „Ich dachte nur an die Abreise," sagte er.

„Die Abreise!" rief Leonore unwillig. „Frage: ließe sich die Abreise nicht auf ein paar Wochen verschieben?"

Josephine fügte ihrer einen Hand nun auch die zweite zu, und lispelte lächelnd bittend: „Wohl Frock, wohl ein paar Tage!"

„Kinder!" rief der Major dazwischen: „Jonathan hat kein Quartier mehr in der Stadt, und Alles eingepackt. Fort muß er nun. Laßt ihn nur gehen. Er sitzt im Postwagen so bequem, als im Wirthshaus. Was sein muß, das muß sein. Fort mit ihm. Jetzt entlass' ich ihn gern, nun er uns bleibt. In wenigen Wochen holt er uns ab ins gelobte Land."

Das Wort „gelobtes Land" war genug, Alle zu begeistern. Die alten Entwürfe der künftigen Einrichtungen wurden wieder lachendes Muthes gemustert und verschönert. Der Major redete von den Tagen seines Alters mit rührendem Entzücken. Er lebte nur für seine Töchter, und bisher hatte er für sie nur die düstersten Aussichten gehabt.

„Bin nun geborgen, kann meine Augen einst sorgenfrei schließen; werde wenigstens nicht mit dem Mangel ringen müssen!" sagte er. „Aber Eins, ihr Mädchen fehlt noch. Das vergesset mir nicht zu geben, ehe ich abfahre. Ein paar Schwiegersöhne, die mir wohlgefallen und meine rechten Söhne werden."

„Bleiben Sie doch ohne Kummer für mich, Väterchen," sagte Leonore lachend, mit mir sollen Sie zufrieden sein. Und Josephine da? Sehen Sie doch, wie die beiden hier Hand in Hand, Aug' in Aug' wurzeln? Haben Sie in Ihrem Leben schon dergleichen erlebt und gesehen, Väterchen? Machen Sie ihren Jonathan zum Sohne; wie froh wäre ich mit solchem Bruder!"

Josephine zog erröthend die Hand aus der Hand des Nachbars, und sagte erschrocken: „Ich glaube wahrlich, Mädchen, du hast einen Rausch, einen argen!"

Jonathan, Jonathan! rief der Major, und drohte scherzend und bedeutungsvoll über den Tisch hinüber: „Ich merke Unrath! Was treibst du für Händespiel mit Josephinen, die du dich seit zwei Jahren kaum recht anzusehen getrautest? Komm einmal her; hieher zu mir! Es fällt mir etwas bei."

Frock stand auf und ging zum Major. „Sei ehrlicher, Jonathan," sprach dieser zu jenem, „sei ehrlicher jetzt als du diesen Nachmittag gegen mich warst. Du liebst Josephinen?"

Es nahm Frock die Hand des Majors und preßte sie schweigend an seine Brust. Josephine erhob sich in schöner Verwirrung, sah rechts und links, und wollte davon.

„Halt, Mädchen, du bleibst!" sagte ihr Vater: „denn du sollst Rede stehen zu dem, was

du mir diesen Vormittag gesprochen hast. Bleib. Es soll Alles in's Reine. Dann weißt du, woran du bist. Ich mag das Hangende und Schwebende nicht.—Und du, Jonathan, thu' den Mund auf und rede. Verdammt sei diese Schüchternheit, die uns um ein Haar Alle ins Unglück gebracht hätte. Du liebst Josephinen! Ist nicht das dein Elend, das du nicht hast bekennen wollen, und das dich von uns zu treiben drohte?"

„Es ist mein Unglück!" sagte Frock, die Blicke düster auf die Seite gewendet: „Ich liebe sie. Wie hätte ich anders können? Das ist mein Elend!"

„Hol's der Geier, Jonathan, sprich endlich andere Sprache. Elend! Nun ja, hast geglaubt, du seiest arm, ich würde sie dir nicht geben. Bist du nicht reicher, als ich?—Hast geglaubt, du seiest ein Bürgerlicher, dürfest das Auge nicht zum Fräulein von Tulpen erheben. Wetter, bist du nicht adelichern Herzens, denn ich? Denk' doch an die goldene Dose! Hab' ich auch nur einmal so edel gethan, wie du schon vielmals? Hast gemeint, ich verachte dich. Links gemeint, junger Herr. Diesen Morgen hab' ich's mit Schrecken und Freuden erfahren, was du ihr bist. Hab' dir's ja den Nachmittag auf die Zunge gelegt, daß du sie von mir fordern solltest. Aufdringen konnte ich dir doch mein Kind nicht! He! ist's nun noch Elend?"

Wie vorher starrte Frock vor sich hin. Indem rollte ein Wagen draußen. Des Postknechts Horn blies vor der Thür.

„Kannst warten draußen!" rief der Major, stand auf und umarmte Jonathan und Josephinen: „So muß es sein, ehe du wegfährst. Gott segne euch. Nimm sie, Jonathan, sie ist deine Braut; du bist mein Sohn."

Sträubend lehnte sich mit schnellfliegendem Odem Frock zurück.

„Was," lallte erschrocken der Major, „was ist denn?"

Josephine sah mit Entsetzen auf Frock hinüber.

„Liebst du sie nicht?" fragte der Major heftig.

„Ich darf nicht!" antwortete Frock.

„Darfst nicht? Wer verbietet es?"

„Sie werden, Sie können wir Josephinen nicht geben; Josephine kann mich nicht lieben. Ich bin kein Verbrecher. Aber—ich bin — —" Frock zog bei diesen Worten ein versiegeltes Papier aus der Tasche und warf es auf den Tisch. Josephine war todtenblaß. Leonore schrie laut auf vor Angst, weil sie von Allem nichts begriff.

„Still doch!" schrie der Major: „Was Teufels ist denn los? Jonathan, heraus, warum weigerst du dich mein Sohn zu sein?"

„Herr Major," sagte dann Frock mit einem Male ernst und fest, „ich bete Josephinen an. Nie hab' ich ein anderes Mädchen geliebt. An mir nicht liegt die Schuld, daß ich des Glücks nicht theilhaftig werde, das mir Ihr Edelmuth zudenkt; auch gewiß nicht am Schicksal."

„Hol' der Geier die Vorreden!" unterbrach ihn der Major: „Heraus, woran liegt's denn?"

„An Ihren Vorurtheilen, Herr Major."

„Was Geier, Vorurtheile?"

„Ich bin kein Christ!"

„Jesus Maria!" schrie Leonore.

„Ich bin in der mosaischen Religion geboren; ich bin, mit zwei Silben, ein Jude."

„Ein Jude!" stotterte der Major verblüfft, und ließ die Arme niedersinken. Leonore sprang mit einem durchdringenden Schrei zu Josephinen, die neben einem Sessel niedersank. Frock sagte: „Lesen Sie das versiegelte Blatt! Lebt wohl, ihr Herrlichen! Lebe wohl, du mein Himmel!"

Er nahm Mantel und Hut, und stürzte zur Thür hinaus. Der Postknecht stieß in's Horn. Der Wagen rollte davon.

Der Inhalt des versiegelten Blattes, welcher als Fortsetzung oder Nachklang seiner Rede angesehen werden mußte, war wörtlich folgender:

„Ich bin ein Jude. Und mit diesem Geständniß, o ihr meine Geliebten, empfangt ihr die Auflösung zum Räthsel meines Betragens. — Welches Mädchen unter allen Christinnen würde mich beglücken wollen? Welche weltliche oder geistliche Behörde eurer Länder würde mich in öffentlichen Aemtern, oder auch nur in

den Schulen der Christenkinder lehrend, dulden? — Ich bin ein Jude, das heißt, ohne etwas verbrochen zu haben, schweigend geächtet, weil ich von einem Volke abstamme, welches durch das Vorurtheil der Jahrtausende bei Christen, Türken und Heiden geächtet und verachtet, und durch die ewige Verachtung erdrückt, leider oft verachtungswürdig geworden ist.

„Ich bin von armen Aeltern im Elsaß, die gleich tausend andern Glaubensgenossen durch das Vorurtheil der Welt zum Handel, Wucher und Christenbetrug gezwungen wurden, um ihr Leben zu fristen. Meine Knabenjahre fielen in die ersten Zeiten der französischen Staatsumwälzung, als auch die Bekenner der mosaischen Religion zum ersten Mal das Recht empfingen, unter Menschen Menschen in vollem Recht, und in einem großen Staate Bürger zu sein, und nicht ausgebannte, nur großmüthig geduldete, fremdartige Geschöpfe.

„In den Wirbeln der bürgerlichen Stürme ward ich als Trommelschläger, da ich noch lange nicht das mündige Alter erreicht hatte, von meiner Heimath hinweggerissen. Ich sah die betagten Aeltern nie wieder. Aber meine Jugend, meine unbesonnene Herzhaftigkeit, mein natürlicher Verstand erwarben mir Freunde. Ich ward Bedienter eines Obersten, der nachmals unter den französischen Feldherren einen ehrenvollen Namen erwarb, und mich so lieb gewann, daß er meine Verwilderung in den Feldlagern bedauerte. Er ließ mich auf seine Kosten in den Schulen einer französischen Grenzstadt meine Lernbegier befriedigen. Da empfing ich eine Bildung des Geistes und Herzens, welche zu meiner künftigen Stellung in der Welt außer allem Verhältniß war.

„Meine wissenschaftliche Erziehung blieb unvollendet. Hätte ich mich der Arzneikunde widmen dürfen, würde ich vielleicht in irgend einer großen Stadt ein ehrenhaftes Dasein haben führen können. Der Feldherr, mein Gönner, rief mich wieder zu sich, und machte mich zu seinem Geheimschreiber. Ich blieb bei ihm, bis ihn die tödtliche Kugel traf. Ohne Beruf, ohne Aussicht, wählte ich das Kriegshandwerk, trieb mich lange bei den Heeren umher und auf den Schlachtfeldern, und bereicherte mich im Anblick so vieler Erbärmlichkeiten der Völker und ihrer Großen, und der auf Erden allein waltenden Leidenschaften und Vorurtheile, mit einer trostlosen Weisheit. Ich that überall, wie ich sollte, um mir wenigstens das Bewußtsein meines innern Werthes zu retten, und leistete Verzicht auf äußere Anerkennung desselben. Das Leben Jesus des Christs hat auf mein Inneres und dessen Veredlung am meisten gewirkt. Zwischen Himmel und Erde ist nie ein Größerer erschienen, als er, weder an Weisheit noch Tugend, noch Muth. Jeder große Mann ist für sein Jahrhundert, höchstens für sein Jahrtausend groß unter gegebenen Verhältnissen. Jesus aber hat eine Größe, die von keinem Verhältnisse bedingt und auf keine Jahrtausende beschränkt ist. Doch würde er heut' erst unter den Christen erscheinen, sie würden ihn heute noch an's Kreuz schlagen, wie ehemals die Juden.

„Ich machte es zur Aufgabe meines Lebens, zu werden wie Jesus: für das Innere das Aeußere, für das Ewige das Nichtige, für die Ziele des Geistes die körperlichen, häuslichen und bürgerlichen Annehmlichkeiten zu opfern. Ich bin ihm nicht an Willen, nur an Muth und Kraft nachgestanden.

„Mich ekelte das Kriegsleben an. Meinen einzigen Freund unter den Menschen, einen hoffnungsvollen Jüngling von Nancy, tödtete eine Stückkugel an meiner Seite. Ich hatte mit meinen andern Kriegsgefährten im wüsten Leben viel Händel. Die Hauptleute waren ungerecht gegen mich. Ich lief zum Feind über, zog bürgerliche Kleider an, und ernährte mich vom Unterricht, den ich in Sprachen und andern Dingen gab.

„Meines Bleibens war nirgends lange. Es fehlte mir nirgends an Freunden und Freundinnen. Aber sie waren Christen und Christinnen. Hätten sie erfahren, ich sei nur ein Jude: schwerlich würden auch die Aufgeklärtesten unter ihnen einem heimlichen Ekel widerstanden haben, welcher sich ihrer unwillkührlich bemeistert hätte. Daher hütete ich mich, Verbindungen einzugehen, um bei künftiger Trennung weniger leiden zu müssen. Ich fürchtete die Freundschaft, weil sie für mich nur Schmerzen tragen konnte.

„Auf feste Niederlassung, Anstellung und Verbürgerung in einer christlichen Stadt mußte ich, mit dem ersten Schritt, den ich in eine Stadt that, Verzicht leisten. Vieler Orten wäre ich als Jude keinen Tag lang geduldet worden; anderer Orten hätte man mir höchstens Duldung, aber keine Niederlassung, kein bürgerliches Recht gestattet. Zu jeder solchen Handlung wäre immer nothwendig gewesen einen Auszug aus den Taufregistern vorzuzeigen. Ich war nie getauft. Was sollte ich sagen?

„Peinigend griff das religiöse Verhältniß in die kleinsten Umstände meines Lebens und Webens ein. Läuteten die Glocken, zogen die Christen wie eine einzige Familie in ihre Tempel zum Gottesdienst, mußte ich meinen Gottesdienst einsam begehen in meinem Kämmerlein. Ich gehörte nicht zur großen Familie. Viele setzten an mir aus, daß ich nicht zur Kirche ging; Andere hielten mich für einen Aufgeklärten ihresgleichen, der ohne Religion lebe. Ich mochte weder das Eine, weil es Täuscherei war, noch das Andere, weil ich mich der Gesellschaft schämte. Immer war ich gedrängt, und mit meinen bessern Gefühlen wie mit den bürgerlichen Umgebungen im Zerwürfniß.

„Eine Zeit trug ich mich mit dem Gedanken, wieder umzukehren und Jude in einer jüdischen Gemeinde zu sein, um meinem Volke ein Lehrer des Bessern zu werden, und es aus der geistigen Knechtschaft zur menschlichen Würde zu erhöhen. Aber dann bedachte ich, daß ich aller dazu nöthigen Mittel entbehre. Ich hatte das Judendeutsch vergessen, wußte nichts mehr oder nur wenig von den üblichen Gebräuchen und Talmudischen Vorschriften und Lehren. Ich sah die Unmöglichkeit ein, mit bloßen Vernunftgründen den vieltausendjährigen Rost heilig gewordener Vorurtheile wegzufegen, und die Hartnäckigkeit roher, armer, geistig verkrüppelter Menschen zu besiegen, die, was sie sind, durch die barbarischen Ordnungen christlicher Gesetzgeber geworden sind. Die Rabbinen würden mich verflucht, die Juden mich verstoßen und gesteinigt haben. Unter Christen und Mohamedanern sind entstanden und entstehen noch neue Glaubensparteien. Bessere Einsichten, Wirkungen des Himmelsstriches, eigenes Forschen können dazu helfen. Aber man wird unter den Juden von keinen neuen Sekten und Glaubensspaltungen hören. Die gebildetern Juden sind nur, was die Aufgeklärten unter den Christen.

„Unaufgenommen von meinen Glaubensgenossen, und gedrängt von meiner Sehnsucht, unter europäischen Menschen Recht als Mensch zu genießen, hätte ich, bei meiner Hochachtung für Jesus, ein Christ werden und mich taufen lassen können. Doch ungerechnet, daß ich mich nie überwinden kann, in einer Aufsehen erregenden Feierlichkeit zu prangen, wäre ich mit meinem Taufschein überall nicht als alter Christ von christlichen Aeltern, sondern als getaufter und bekehrter Jude erschienen. Es sträubt sich in mir Alles gegen einen solchen Namen. Lieber will ich Israelit sein und bleiben. Ich habe mich wahrlich dieses Namens nicht zu schämen. Moses war ein Größerer, als die ganze Kette der Päbste, als Luther und Calvin und Zwingli waren. Wohl selten ließ sich ein Jude aus Drang besserer Ueberzeugung, weit häufiger wegen gemeiner Vortheile, bei den Christen taufen. Mit Recht haftet daher auf den getauften Juden Vorwurf und Verdacht. Ein muthiger Bekenner ist mehr werth als jeder Renegat und Mameluk.

„Stärker noch, als alle diese Rücksichten, stieß mich ein anderer Umstand zurück, in eine der christlichen Kirchen überzutreten. Ich blieb im Zweifel, ob ich mit meinen innern Ueberzeugungen einer und derselben ganz angehören könne? Wenn Christus noch einmal erschiene, würde er wohl Katholik, oder Lutheraner oder Calvinist werden wollen? Eine Kirchenpartei der Christen tadelt die andere. Jede vertheidigt sich gegen die andere. Dies ist aber weniger Frucht tiefer Ueberzeugung, als der Gewohnheit des mit der Muttermilch eingesogenen Glaubens. Wie viel gibt es der Starken, welche darin überwinden können?

„Wäre ich lutherisch geworden, hätten mich Reformirte oder Katholiken bekehren wollen; wäre ich katholisch geworden, hätten mich Lutheraner und Calvinisten im Irrthum gesehen. Jede Kirche beweiset ihrer Lehrsätze Wahrheit aus demselben Buche und mit denselben Stellen, aus welchen ihr die andern den Irrthum darthun. Ein Beweis, daß sie allesammt Ein,

bildung und Menschenmeinung für Göttliches halten. Was Christus selber gegeben, darin sind sie alle ziemlich einträchtig. Christus gab aber Geist; todte Buchstaben legten seine Nachfolger hinzu. Nicht über jenen, nur über diese ist der Streit. Was kümmert mich der Buchstabe? Die Auslegung von Dingen, die für meines Geistes Erhebung ohne Frucht sind? die Annahme von Sätzen, welche im Unbegreiflichen liegen? die Beobachtung von Feierlichkeiten, welche willkührlich sind, und nach den Stufen der Einsicht, auf denen die Völker stehen, oder nach den Himmelsstrichen, unter denen sie wohnen, nothwendig andere sind?

„Christus ist ein Lehrer in göttlichen Dingen; kein Moses, kein späterer Prophet, kein Rabbi, kein Pabst ist höher. Ich glaube, wie er; ich will leben, wie er. Ich bin sein Nachfolger. Ich bin sein Jünger. In diesem Sinne bin ich Christ, und werde es bleiben; aber ich bin kein Katholik, oder Lutheraner, Zwinglianer, Calvinist, Mennonit, Grieche, Herrnhuter, Schwenkfelder, Socinianer, Wiedertäufer, mährischer Bruder, oder wie ihr Christen euch nennen oder taufen lasset. Aber Christus war das alles auch nicht. Er war, seinem äußern Bekenntniß nach, ein Jude. Der bin ich auch. Christus stand unendlich höher, als Moses; und ich stehe höher als Moses durch Christum. Daher hat das mosaische Gesetz den Werth für mich verloren, wie es ihn schon an sich selbst in den jetzigen Staaten- und Völkerverhältnissen und Klimaten verloren hat, und in seinem Bestand ein Widerspruch mit der Zeit ist.

„Dies, ihr Geliebten, ist mein Glaubensbekenntniß. Ich kann nicht zu eurer Kirche übertreten und ein getaufter, noch weniger ein bekehrter Jude werden. Keiner eurer Mönche und Weltpriester, Prediger und Predikanten, Bischöfe oder Generalsuperintendenten kann mich bekehren. Ich gehöre weder zur griechisch- noch römisch-katholischen, weder zur anglikanischen noch evangelisch-lutherischen oder reformirten Kirche, oder einer sogenannten Brüdergemeinde. Ich bin schlechterdings nichts, als ein Schüler dessen, dessen Schüler ihr alle seid, ihr möget das Athanasische oder Augsburgische Glaubensbekenntniß auswendig gelernt haben. Ich bin aber kein Schüler eurer Päbste, eurer Luther, eurer Zwingli, weil ich mir einbilde, so viel von dem zu wissen, was zur Herrlichkeit des Ewiglebens und Gottähnlichwerdens gehört, als sie.

„Nun richtet mich, o ihr meine Geliebten. Verdammen könnet ihr mich nicht, ohne euch selbst zu verdammen.

„Ausgestoßen von dem Volk, von welchem ich herstamme; ausgestoßen durch meine Herkunft von den Christen, bin ich unter Juden und Christen ein Fremdling. Ich gehöre in keinen häuslichen oder bürgerlichen Kreis jetziger Menschen. Ich bin religiös, aber die Religionen der Menschen verfolgen mich, wohin ich trete. Ich zittere, mich den Gefühlen der Freundschaft und Liebe zu überlassen, da ich voraussehe, daß jeder meiner Freunde sich schämen wird, mit einem Juden Vertraulichkeiten zu haben. Und könnte mich je ein Mädchen lieben? welches möchte eines Juden Frau werden? Ich erhalte mich unter den Menschen, indem ich mich vor ihnen verberge; ich muß ihre Zuneigung meiden, weil ich sie nicht täuschen mag. Ich bleibe ohne Heimath, ohne Brod, ohne Liebe, weil das Vorurtheil der Welt mir entgegentritt und die Pforte der Freude verschließt.

„Ich werde Josephinen bis zum letzten meiner Seufzer lieben, und beklagen. Beklagen, denn ich bin unschuldig an ihrem Leiden. Ich mied es, ihr die leiseste Theilnahme einzuflößen. Hab' ich gefehlt, so hab ich nur gegen mich selbst gefehlt, daß ich schwach genug war, mich nicht früher von ihrer Nähe, von der theuren Leonore, von dem wahrhaft ehrwürdigen Väter loszureißen. Wer ist neben Josephinen stark genug, oder bewahrt seine Grundsätze treu neben dem Zauber ihres Wesens? Ich büße meine Schuld schwer genug. Ich war einen Augenblick glücklich, und bin dafür mein volles Leben hin unglücklich. Ich fliehe, aber mit einem zerrissenen blutenden Herzen. Lebet wohl!

Jonathan Frock.

Er fuhr in einem wahren Fieber die winterliche Nacht hindurch und ohne Rast den folgenden Tag von Post zu Post, und die zweite Nacht und den folgenden Tag, und so ohne Verweilen, bis er den Ort seiner Bestimmung erreicht hatte.

wo er die Geschäfte des Majors beendigen sollte. Er schien es darauf angelegt zu haben, seiner nicht zu schonen, sondern sich zerstreuen zu wollen. Aber er bewirkte mit diesen Anstrengungen und zerstreuenden Ermüdungen ganz etwas Anderes. Die Ungemächlichkeiten und Bedürfnisse der Gegenwart nahmen ihn zu sehr in Anspruch, als daß er sich den Erinnerungen an Vergangenes hätte ungebunden hingeben können. Er hatte durch diese Betäubung den ersten Schmerz weniger empfunden, und nach einer Reihe von Tagen nur noch stillwehmüthiges Nachgefühl übrig behalten.

Mit um so mehr Fassung, Würde und Nachdruck konnte er sich den Angelegenheiten des Herrn von Tulpen widmen. — Er besuchte die Ansprecher der Erbschaft; er besuchte die obrigkeitlichen Personen. Das Recht des Majors war allzugegründet, als daß es nicht mit leichter Mühe hätte siegend dargethan werden können; aber nicht entschieden genug, um nicht wenigstens Stoff zu einem kostspieligen, langwierigen Prozeß geben zu können, welchen Richter, Amtsleute, Schreiber u. Advokaten mit noch größerer Begierde wünschten, als die erblustigen Nebenbuhler des Majors.

Jonathan stellte diese – sowohl seine Gutmüthigkeit als Beredsamkeit gewannen ihr Herz – mit Abtretung einer nahe bei dortiger Hauptstadt befindlichen Meierei zufrieden, die von den übrigen Gütern getrennt war. Doch dazu mußte er noch die schriftliche Einwilligung des Majors besitzen.

Er hatte diesem von Woche zu Woche über den Gang der Unterhandlungen briefliche Nachricht gegeben. Länger, als fünf Tage blieb kein Brief unterwegs. Aber es verstrichen sechs und sieben Wochen, ohne daß vom Major Antwort kam. Das verursachte dem guten Frock tödtliche Angst. Tausend Vorstellungen quälten ihn über das Schicksal der liebenswürdigen Familie, nach jenem letzten schönen und schrecklichen Abend. Er hielt es nicht länger aus, und beschloß, würde auch auf den Brief wegen Abtretung der Meierei nach vierzehn Tagen keine Antwort erfolgen, umzukehren nach der königlichen Stadt, möchte erfolgen, was da wolle.

Er war schon zur Abreise fertig, als der Brief des Majors endlich eintraf. Zitternd erbrach er das Siegel, und küßte er die Schriftzüge von der ihm theuern, ehrwürdigen Hand gezeichnet. Das Schreiben war folgendes:

„Lieber Jonathan, wir sind gottlob alle gesund. Auch meine Josephine ist wieder hergestellt. Ich danke dir für deine großen Bemühungen. Ich habe die Unterschrift unterschrieben wegen der Meierei, und sende sie dir zurück. Nun ist die Erbschaftsgeschichte zu Ende. Schreibe dem Verwalter auf den Gütern, er soll Alles in Ordnung halten. Ich werde zu Ende Monats oder anfangs des künftigen dort eintreffen mit meiner Tochter Leonore. Josephine befindet sich wohl. Sie will in ein Kloster gehen. Ich weiß nicht, was das Mädchen da will. Sie hat die Grille und beharrt darauf, ich und ihre Schwester sollen sie begleiten, und das verlangt sie auch von dir. Am 25. hujus treffen wir zu Arrfelden ein, und erwarten dich da mit einander im Wirthshaus. Fehle nicht, oder du bringst der armen Josephine den Tod. Es ist ihr ausdrücklicher Wille, du sollest noch dabei sein. Und wenn wir vom Kloster wieder abreisen, geb' ich dir mein Ehrenwort, will ich dich nicht länger halten, wenn du uns verlassen willst. Aber kannst du bei mir bleiben, Jonathan, so wirst du meiner alten Tage Freude sein. Es ist ein dummer Streich, was geschehen ist. Also am 25 hujus in Arrfelden fehle nicht. Ich habe dir ohnedem noch etwas Wichtiges wegen der Erbschaft anzuvertrauen. Ich bleibe dein Freund und David.

Der Major von Tulpen."

Unten am Brief und auf der folgenden Seite hatte Leonore nachstehende Zeilen beigefügt:

„Ach, lieber Herr Frock, Sie haben uns eine erschreckliche Nacht verursacht! Ich möchte dergleichen nie wieder erleben. Aber Josephine ist jetzt wieder recht wohl. Möchten Sie durch Ihre Religion so ruhig, so gefaßt sein, als es meine Josephine jetzt ist. Daran läßt sich der Werth der Religion erkennen. Josephine hat nur den einzigen Wunsch, Sie noch einmal zu sehen und zu sprechen. Fehlen Sie also um Gotteswillen nicht, wenn Ihnen auch nur das Geringste an unserer Freundschaft und Achtung je gelegen war. Ich hätte Ihnen noch viel, o

viel zu sagen, allein ich darf nicht. Das sollen Sie Alles in Arrfelden erfahren. -- Ihre treue Freundin

Eleonore von Tulpen."

Dieser Brief kam so spät an, daß, um den bestimmten Tag in Arrfelden einzutreffen, kein Säumens war. Frock, mit der Abtretungsurkunde in der Hand, erhielt die Verzichtleistung der gesammten Ansprecher auf die streitige Erbschaft, und die obrigkeitliche Bevollmächtigung für den Herrn von Tulpen, in den Besitz der Güter einzutreten. Damit versehen eilte er zu dem für die letzte Zusammenkunft bestimmten Ort.

Die Reise war ihm trauriger noch, als jene, da er die geliebte Familie verließ. Er kannte nun zum Theil Josephinens Leiden und die betrübte Wirkung derselben in ihrem Entschluß, der Welt zu entsagen. Er sah noch einen schmerzlichern Abschied, als den ersten vor.— Doch das Alles hinderte ihn nicht, Josephinens Verlangen zu vollstrecken.—Und hätte er das Leben darüber einbüßen können: desto besser.

Der Abend dämmerte schon, als er vor dem Wirthshause zu Arrfelden anlangte. Er hörte, der Major sei am Morgen mit seiner Familie angekommen, und habe sich zum Pfarrer beim Marienkloster mit den Seinigen begeben. Dort erwarte er den Herrn Frock. Die Ankunft desselben, mußte dem Major auf der Stelle durch einen Eilboten gemeldet werden; die durch den Boten zurückkommende Antwort sollte entscheiden, ob Frock noch diesen Abend in's Kloster hinüber müsse, oder ob der Major ihn zu Arrfelden besuchen würde.

Es verging über dies Hin- und Hersenden mehr denn eine volle Stunde. Frock hatte beinahe Fieberfrost. Der Bote erschien und die Einladung, sogleich nach St. Marien zu kommen.

Frock stieg in den Wagen. Wie schlug sein Herz, als er im ungewissen Lichte des Mondscheins die weitläufigen Mauern und Gebäude und die Thürme des Klosters erblickte; als er durch einen langen Schattengang von alten Ulmen und Linden hinfuhr, und dann der Wagen vor einem Hause, das zum Kloster gehörte, still hielt!—Er stieg ab. In dem Augenblicke läutete die Glocke des Kirchthurms. Es war ein dumpfer, schauriger Klang; der Major trat aus dem Haus. Eine Magd leuchtete mit dem Licht, ein Knecht mit der Laterne. Der Major umarmte tiefgerührt seinen Jonathan. Dieser konnte vor Traurigkeit nicht reden.

„Nicht wahr," sagte der Major, „meine Josephine ist dir noch lieb, mein Jonathan?"

Frock konnte nicht antworten. Er drückte stumm die Hand des Alten.

„Geh' du voran," sagte der Major zum Laternenträger, „und leuchte. Gib mir den Arm, Jonathan. Sei meines Alters Stütze. Wir gehen jetzt zu ihr."

Sie gingen mit einander durch den öden Klosterhof, und durch die stillen Kreuzgänge. Der Knecht öffnete die Kirchthür. Der Pfarrer stand, matt beleuchtet vom Licht der ewigen Lampe und einiger Kerzen, am Altare betend. In der Kirche beteten einige Bauern und Bäuerinnen. Indem der Major auf Frocks Arm gelehnt durch die Kirche schritt, kam ihnen Josephine auf Leonorens Arm gestützt entgegen, mit gesenktem Haupte. Sie reichte dem zitternden Frock eine bebende Hand. Sie standen vor dem Pfarrer, der lauter die Stimme des Gebets erhob und an ihnen die Trauung vollzog. Frock wußte nicht, wie ihm geschah. Er hatte beinahe die Besinnung verloren.

Nach vollendeter Feierlichkeit ging es denselben Weg aus der Kirche zurück, nur mit dem Unterschiede, daß statt des Majors die anvermählte Tochter desselben ging. Aber wie sie in den Kreuzgang traten, sank Frock, von dem, was geschehen war, überwältigt, zu Josephinens Füßen nieder, laut schluchzend, mit aufgehobenen Händen. Alle weinten. Solche Freudenthränen waren wohl in diesem Kloster, seit der Stiftung desselben, nicht geweint worden.

Josephine zog den Geliebten an ihre Brust empor und flüsterte: Du bist mein! — In den drei Worten ging dem Dulder Jonathan seliges Leben auf. Er fühlte sich zugleich von den Armen des Majors und Leonorens inbrünstig umfangen. Der greise Pfarrer stand neben ihnen, ohne daß sie ihn bemerkten. Er war ein alter Jugendfreund des Herrn von Tulpen,

und hatte gern zu diesem Fest geholfen. Auch begleitete er sie zum Wirthshause in die Stadt zurück, wo das Hochzeitmahl schon bereit stand. Denn Alles hatte der Major so selbst angeordnet und gewollt.

„Und hörst du," sagte er zu dem entzückten Edam, „meinst du, Halbchrist, du denkest christlicher, als wir, die wir in Wahrheit wissen, daß Gott nicht die Person ansieht, sondern daß in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, ihm angenehm ist? Nicht alle, die da Herr, Herr! sagen und singen, sondern die den Willen thun des Vaters im Himmel, die sind Jesu Jünger. An unsern Früchten sollen wir erkannt werden. Weißt du es? Wir haben dich auch daran erkannt!"

Donna Uraka von Aragonien.

Novelle von C. Reinbeck.

Es war in der Zeit, als die Herrschaft der Mauren in Spanien, durch Zersplitterung geschwächt, der altgothisch-spanischen Tapferkeit nicht mehr zu widerstehen vermochte, und der Halbmond, von dem heiligen Kreuze beschattet, seinen Glanz immer mehr verlor, oder nur dazu diente, den reinen Goldglanz des Kreuzes zu erhöhen, da herrschte in den Königreichen Leon und Castilien ein Alphons, und im Königreich Aragonien ein Pedro, welche von der alten Chronik, aus der die folgende romantische Begebenheit unsern Lesern zur Unterhaltung entlehnt ist, nicht weiter bezeichnet werden. Was dadurch an historischem Interesse verloren gehen möchte, wird hoffentlich dem Interesse des Herzens keinen Eintrag thun, und für das Herz gibt es denn doch auch eine Geschichte, nicht weniger belehrend und zuversichtlich, als die des quellensichtenden Verstandes. Nur so viel sagt uns die letztere von dem muthmaßlichen Zeitpunkte, in welchem diese Begebenheit sich zutrug, daß unter den christlichen Königen Spaniens und im Innern ihrer Reiche und Familien fast noch mehr Zwistigkeiten Statt fanden, als unter den mohamedanischen, so daß die Geschichte der christlich-spanischen Staaten nur in Kriegen gegen die Mauren und in Faktionskämpfen besteht. Da nun dem, was jene alte Chronik uns hier darbietet, dieses Gepräge nicht fehlt, so wollen wir an seiner geschichtlichen Glaubwürdigkeit auch weiter nichts vermissen. Die alte Chronik erzählt aber Folgendes:

Don Ramiro von Mallorka kam an den Hof von Castilien, um für seinen Herrn, Don Pedro von Aragonien, die reizende Tochter des Don Alphons, Herrschers von Leon und Castilien, als Gemahlin heimzuführen. Er fand hier eine seiner erlauchten Geburt und seinem hohen Auftrage angemessene, glänzende Aufnahme. Ein natürlicher Sohn eines Oheims Don Pedros stand er dem Königshause nahe, und seine ritterlichen Eigenschaften und seine ruhmvollen Thaten gegen die Feinde des Glaubens und Alt-Spaniens erhöhten die männliche Schönheit, die ihn schmückte. Sein Einzug in Toledo, wo der castilianische Herrscher damals seinen Hof hielt, glich einem Triumphzuge. Die Häuser der Straßen, durch welche er sich dem Königssitze nahte, waren reich mit Teppichen und Blumengewinden geschmückt, und die Balkone prangten mit den Blüthen castilianischer Schönheiten, die weniger durch den Glanz der Diamanten, mit denen sie übersäet waren, als durch den Glanz ihrer hohen Anmuth und ihrer strahlenden Augen den Blick blendeten. Er selbst, umringt von einem Gefolge von hundert Rittern, deren prachtvolle Kleidung die Schätze des Orients erschöpft zu haben schien, schwebte frei wie ein Gott auf dem goldstrahlenden feurigen arabischen Rosse, dessen Decke reich mit Perlen, so wie der grünfarbige Zügel am goldenen Gebiß mit blitzenden Edelsteinen verziert war, Roß und Geschirr aber eine Beute von Albucaram, Könige von Badajoz, gegen den er mit den Portugiesen siegreich gekämpft hatte. Sein Unterkleid war Goldbrocat. Ein blendend weißer Mantel mit einem lilienförmigen

Kreuze von Smaragden u. zwei Vögeln in Brillanten darunter auf der linken Brust bezeichneten ihn als Ritter des Ordens von Avis, mit welchem der Herrscher von Portugal ihn geschmückt hatte. Den zur Seite mit einer brillantenen Agraffe aufgestutzten Hut überschattete ein Busch von schneeweißen Reiherfedern. Ihm voraus trug ein in Goldbrokat gekleideter Page mit entblößtem Haupte auf einem Kissen von grünem Sammet den Brief des Königs von Aragonien an den König von Castilien, mit einem goldgewirkten Schleier bedeckt, und hundert in Silberbrokat gekleidete Pagen trugen auf Kissen von blauem Sammet die reichen Brautgeschenke unter silberdurchwirkten Schleiern. So nahte sich Don Ramiro von Mallorka dem Palaste des Königs von Castilien unter der freudigen, lauten Bewunderung der Schönen auf den Balkonen und dem Jauchzen des ihn umwogenden Volkes.

Ihm öffneten sich die strahlenden Thore des Alkazar des reichen Palastes, den die maurischen Herrscher einst erbaut hatten, und den das Kreuz jetzt über dem Halbmond siegend schmückte. Er bog seine Knie vor dem Herrscher Castiliens, nahm das Schreiben seines Gebieters von dem grünen Sammetkissen und überreichte es dem Könige. Der Mayor Domo entfaltete das Schreiben und las dessen Inhalt mit lauter Stimme den versammelten Großen, die feierliche Bewerbung des Herrschers von Arogonien um die Hand der Donna Uraka, der strahlenden Königstochter von Castilien. Da schwand zur Seite des Thrones ein hellblauer, silberdurchwirkter, seidener Vorhang, und es trat die Königstochter in blendend weißem Kleide, dessen Schnee von der kleinen entblößten Hand doch beschämt wurde, das Haupt von einem oben mit einer diamantenen Krone befestigten, von Silbersternen flimmernden Schleier bedeckt, an der Spitze einer Schaar blühender, reichgeschmückter Jungfrauen des Palastes ein, und als sie den Schleier zurückschlug, ergoß sich ein solcher Zauber der Anmuth von den sich höher färbenden Rosenwangen, daß ein Ausruf huldigender Bewunderung jeder Lippe unwillkührlich entscholl. Don Ramiro sank, wie von einem Blitzstrahle getroffen, vor ihr auf die Knie, und wagte es nicht, zu ihr sein Auge zu erheben. Kaum vermochte er des hohen Auftrages sich zu erinnern, der ihn zu den Füßen der Holden gebracht hatte, und als ihm die Besinnung zurückkam, konnte er nur verwirrt stammelnd sich desselben entledigen. So jung und unerfahren Donna Uraka auch war, so war diese Huldigung doch zu schmeichelhaft, als daß sie ihr hätte entgehen oder sie gleichgültig lassen können, und sie war daher sehr froh, als ihr königlicher Vater in ihrem Namen den Antrag beantwortete, denn sie wäre wohl unvermögend gewesen, auch nur eine Sylbe hervorzubringen. Es wurden die reichen Brautgeschenke des königlichen Bewerbers zu den Füßen der holden Uraka niedergelegt, und von den neugierigen Blicken der Jungfrauen ihrer Begleitung Stück für Stück gemustert; aber Uraka hatte kein Auge für sie. Ihr Blick schien an den Boden geheftet, und als sie einmal ihn erhoben, fiel er nicht auf die Geschenke, sondern auf den Ueberbringer derselben, der gerade in diesem Augenblicke es wieder wagte, seinen Blick auf die Königstochter zu richten. Der Strahl, der auf ihn zuckte, durchglühte sein Inneres, und auf ihren Wangen entfalteten sich die Rosen holder jungfräulicher Befangenheit. Don Ramiro fühlte die süße Gewalt der Schönheit; doch gewann er Fassung, die Scene der Anwerbung mit Anstand zu enden.

Ihm und seinem Gefolge wurden reiche Zimmer in dem königlichen Palaste angewiesen, und der dritte Tag war bestimmt, daß Donna Uraka ihm als dem Stellvertreter seines Herrn feierlich angetraut würde, worauf er sie dann über den Tajo in die Arme seines Herrschers führen sollte. Die Zwischenzeit wurde glänzenden Festen gewidmet, an welchen der castilianische Hof allen Glanz aufbot, um die Vermählung der Königstochter zu ehren. Ein prachtvolles Turnier war auf den folgenden Tag veranstaltet. Alles, was Spanien an Adel, Tapferkeit und Schönheit besaß, war dazu aufgefordert: den Dank erhielt der Sieger aus der Hand der königlichen Braut. Donna Urakas Schönheit hatte die Herzen der Ritter entflammt, aus ihrer Hand den Siegerkranz zu erhalten; vor allen aber fühlte Don Ramiro sich zu den höchsten Ritterthaten begeistert. Mit Ungeduld sah er die Sonne spät hinter die Gebirge sich sen-

ken, und die Nacht gewann ihm keinen Schlaf. Er durchstrich einsam den Garten des Palastes, den die funkelnden Sterne anlächelten und der silberwogende Tajo kühlte. An seinem Ufer warf er sich unter blühendes Myrtengebüsch und sang in die Saiten seiner Guitarre:

Flimmert nicht so stolz, ihr Sterne!
Nur weil nicht Ihr Auge strahlet,
Ihr mit euerm Schimmer prahlet.
Kalt ist eurer Strahl, ihr Sterne!
Ihre Augen sind zwei Sonnen,
Ew'ger Gluten ew'ge Bronnen,
Zünden, ach! in weiter Ferne.
Süße Schmerzen, wie so gerne
Als Tribut das Herz euch zahlet,
Wenn ihm nur Ihr Auge strahlet!

Horch! da ertönt ein einziger Accord einer Guitarre aus den Gärten des jenseitigen Ufers, wie eine Andeutung, daß sein Gesang nicht unbelauscht verhallt sei.—Alle Saiten seines Herzens erbebten dem süßen Accorde. Er lauscht mit zurückgehaltenem Athem, ob nicht ein zweiter erschallen werde, aber vergebens. Endlich wagt er, durch einige Tongänge auf seiner Guitarre gleichsam dazu aufzufordern, allein er erlauscht kein antwortendes Echo.—Schon streute Aurora ihre Rosen über den Horizont, als er endlich den Zaubergarten verließ, und in einem seltsamen Taumel seinem Lager zueilte.

Wenige Stunden Schlaf vertilgten jede Spur der durchwachten Nacht, und bald stand er in voller strahlender Rüstung da, um sich auf den Kampfplatz zu begeben. Da trat ein Edelknabe mit einer blauseidenen goldgestickten Schärpe zu ihm, und flüsterte ihm zu: Eine edle Hand hat diese Stickerei für den Ritter vollendet, der in dem Kampfspiele ihre Farbe wird siegen machen.

„Siegen oder sterben!" erwiederte Don Ramiro, und eine Geldbörse blieb in der Hand des Edelknaben zurück. Er aber schwang sich mit seinen Rittern auf sein Roß, und im prachtvollen Zuge trug ihn stolz sein Andalusier zum Kampfplatz. Als die kampflustigen Ritter, von zahlreichen Knappen umringt, an den Schranken hielten, erschien der König mit der königlichen Braut auf dem Balkone, und der Herold rief unter dem Geschmetter der Trompeten die Ritter in die Schranken, die sich vor den ungeduldig stampfenden und wiehernden Rossen jetzt öffneten.

Don Ramiro, als der vornehmste der Gäste, war der erste, der vorschritt, um den König und die holde Königsbraut zu begrüßen, und sein Aufzug als königlicher Brautwerber war der glänzendste. Als er dem Könige und der Prinzessin seinen ritterlichen Gruß dargebracht hatte, fiel der Handschuh der letztern herab. Voll Anmuth schwang Don Ramiro sich sogleich von seinem Rosse, hob den Handschuh auf, küßte ihn mit gebogenem Knie und steckte ihn auf seinen Helm. Die Prinzessin erröthete in holder Verwirrung, der König bewunderte die Gewandtheit des Ritters, die Damen klatschten ihm laut Beifall zu und das sich umherdrängende Volk jauchzte. Wieder auf dem Standpunkt der Kämpfer vor den Schranken angelangt, ließ Don Ramiro seine Begleiter zurück und sprengte kühn in die Mitte der Bahn. Ein spanischer Ritter von hohem, stolzem Ansehn stellte sich ihm entgegen. Licht und Wind wurde zwischen ihnen getheilt, und nach höflicher Begrüßung erfolgte der erschütternde Stoß, und der Spanier rollte auf den Boden hin, während sein Roß neben ihm stand und auf ihn schaute. Es war der Connetable von Castilien, der so unsanft auf dem Boden sich gebettet sah. Don Ramiro sprang sogleich von seinem Pferde, das im stolzen Triumphe wiehernd nicht von der Stelle wich. Noch ehe die Knappen sich nahen konnten, leistete er dem Connetable mit Anmuth Beistand, und versöhnte so zum Theil den beleidigten castilianischen Stolz. Kaum hatte der Connetable den Kampfplatz verlassen, so schwang Don Ramiro sich wieder auf sein Roß, und ein neuer Kämpfer erschien, der bald das Schicksal seines Vorgängers theilte; und so erging es allen, die sich ihm entgegenzustellen wagten, und mit jedem neuen Siege schien seine Kraft noch zu steigen. Als nun kein Kämpfer mehr erschien, wurde er als Sieger erkannt. Im Thronzimmer, im Beisein des ganzen Adels von Castilien, erhielt er aus der zitternden Hand der königlichen Braut den Siegerdank, den er mit gebogenem Knie empfing, und dagegen der Prinzessin den Handschuh überreichte, mit den Wor-

ten: Der Sieg ist sein! Die strahlende Königstochter erröthete und neigte sich lächelnd gegen ihn.—Ein glänzendes Banket folgte, das mit einem Tanze schloß, in welchem Don Ramiro bewies, daß er in keiner ritterlichen Uebung zurückstehe, und die Herzen der Schönen huldigten seiner Anmuth, wie die Ritter seiner Mannhaftigkeit.

Welch eine Nacht schlich aber nun einer Schnecke gleich zwischen diesem glänzenden Tage und dem hin, an welchem dem Ritter die schöne Königstochter angetraut werden sollte,—ach! nicht für ihn! — Als Toledo tief in den Schleier der Nacht gehüllt war, eilte Don Ramiro wieder in die Gärten und zu dem trauten Mirtengebüsch hin, und siehe, es erwachte im jenseitigen Gebüsch, das, wie er erforscht hatte, zu dem Garten des Palastes gehörte, den die reizende Königstochter bewohnte, eine Nachtigallstimme, und über die breite Silberfläche des Stromes, der still so süßen Tönen zu horchen schien, wehte ihm ein günstiger Zephyr mit dem Duft hesperischer Blüthen die klagenden Worte zu:

Soll ich wandern, muß ich wandern,
Von euch scheiden, traute Mirten,
Wo mich oft bei Wondesstrahlen
Nachtigallen süß umgirrten?

Soll ich wandern, muß ich wandern,
Von euch scheiden Blüthenhaine,
Die mit Duft ihr mich gelabet
In der Sterne mildem Scheine?

Soll ich wandern, muß ich wandern,
Von euch scheiden Silberwogen,
Die sanft kühlend, traulich flüsternd
Meine Brust so oft umzogen?

Soll ich wandern, muß ich wandern,
Von euch scheiden Jugendträume?
Wie doch wall' ich so verlassen
Hin durch öde, leere Räume!

O, daß ich in deine Jugendträume verwebt und es mir vergönnt wäre, zur schönern Wirklichkeit dich Holde zu erwecken! flüsterte es in seinem tiefsten Herzen. Welchen Lippen diese wehmüthigen, kindlich-einfachen Klagen entflossen waren, schien ihm keinem Zweifel unterworfen. Schon wollte auch er nun mit seiner Guitarre der Sängerin andeuten, daß, wie gestern der seine, so heute ihr Gesang nicht unbelauscht verhallt sei, denn von ihr wähnte er den gestern vernommenen Akkord; da rief die Vernunft ihm zu: Ritter von Avis, sie ist die Braut deines Königs! — Deine Braut ist die heilige Kirche! — und tönend fiel die Guitarre aus seiner Hand.—Matt und trübe schlich er in sein Gemach zurück, wo jedoch kein Schlaf ihn beruhigend in seine Arme nahm. — Immer schwebte der Klageton um ihn, der fast wie Prophezeihung klang:

„Wie doch wall' ich so verlassen
Hin durch öde, leere Räume!"

denn nicht sowohl den Armen der Liebe, als der Politik und der Entrüstung eines siegenden Herschers über stolze Anmaßung sollte er die holde Königstochter zuführen.

„Nicht ganz verlassen bist du," rief er unwillkührlich aus, „so lange Ramiro noch athmet!" und erschrack, als er den Schall seiner eigenen Stimme vernahm.

Don Ramiro mußte sich endlich zur erhabenen Feierlichkeit rüsten. Schon wogte eine unzählbare Volksmenge dem Dome zu, unterbrochen von den Prozessionen der geistlichen Orden und von den glänzenden Aufzügen des Adels. Ihm wurde ein königlicher reichgeschmückter Zelter vorgeführt, und von königlichen Pagen und Knappen und einem Gefolge von castilianischen und seinen eigenen Leuten umringt, begab er sich auf den Weg zum Palaste.—Im hohen Thronsale angelangt, bog er sein Knie vor dem Könige, der, die holde Uraka an seiner Hand, unter dem Thronhimmel ihn erwartete, und wiederholte die feierliche Anwerbung im Namen seines königlichen Gebieters. Da führte der König ihm die in höchster Schönheit strahlende Braut zu, auf deren zarten Wangen die erloschenen Rosen in diesem Augenblicke wieder aufzublühen schienen, und er betrat die letzte der Stufen des Thrones, um ihr den Arm zu bieten, auf welchen sie ihre zitternde Hand legte. Er geleitete sie zu dem prachtvoll geschmückten Zelter, auf dem sie in königlichem Zuge an der Seite ihres Vaters zum hohen Dome wallte, wohin er ihr folgte. Hier kam ihnen am Eingange der Erzbischof und die hohe Geistlichkeit

im höchsten geistlichen Pompe entgegen, und geleitete sie zu den Stufen des Altars, wo nach den kirchlichen Gebräuchen die Vermählung vollzogen wurde. Jetzt kehrte Don Ramiro an der Seite der schönen Uraka zum Palaste zurück, und nachdem hier die symbolische Ceremonie des Beilagers, in welcher das königliche Schwert die Neuvermählte von dem königlichen Stellvertreter schied, im Beisein des Herrschers von Castilien und der Großen seines Reiches und Hofes vollendet war, bog Don Ramiro mit allen seinen Rittern vor seiner Königin ehrfurchtsvoll das Knie und huldigte ihr. Sie empfing die Huldigung mit Würde, und begab sich dann in ihr Gemach zurück, um sich zur Reise anzuschicken und von ihrem Vater und ihren Geschwistern und Gespielen Abschied zu nehmen. Dieser Abschied schien die zärtliche Uraka, wie man bemerken wollte, weniger anzugreifen, als man gefürchtet hatte.

Kaum erhob die Königin des Tages ihr strahlendes Diadem über das Gebirg, und streute Goldfunken über den Spiegel des Tajo, als der glänzende Zug sich in Bewegung setzte, der die schönste Blüthe Hesperiens schützend und dienend in seine Mitte nahm. Don Ramiro führte den reichen Zug und war besorgt für jede Bequemlichkeit der holden Gebieterin, und hatte Anstalten getroffen, daß es an reicher Bewirthung und mannichfachen überraschenden Belustigungen, an den Plätzen, die zum Ausruhen bestimmt waren, nicht fehlte. Die ganze Heerstraße dünkte Uraka durch einen Zaubergarten zu geleiten; aber der, von welchem aller Zauber ausging, schien jede Annäherung absichtlich zu vermeiden, und hüllte sich ganz in Ehrfurcht für die königliche Gebieterin, und diese Zurückhaltung nahm zu, je mehr das Ziel der Reise sich nahte.

Darüber gerieth das Herz der armen Uraka, ohne daß sie es sich selbst bewußt war, in eine Unruhe, welche den Blicken ihrer Frauen nicht entgehen konnte, und Mandregane, die getreue Wärterin ihrer Kindheit, obgleich von maurischem Stamme, doch Christin, drang in sie, ihr Herz ihr zu eröffnen; aber vergebens, — Uraka verschloß ihren Schmerz tief in ihrer Brust, und war nur um so anmuthiger, je mehr die geheime Sehnsucht das Feuer ihrer Augen zur sanften Glut milderte, und die Rosen auf ihren Wangen vergeistigte.

Endlich hatten sie den Tajo überschritten und betraten die blühenden Fluren Aragoniens. Don Ramiro geleitete die Holde aus dem reichen Fahrzeuge, auf welchem sie über die strahlende Gränze geglitten waren, und er und die Ritter in seinem Gefolge wiederholten hier die Huldigung, welche sie der königlichen Gebieterin mit gebogenem Knie darbrachten. Uraka stand da wie unentschlossen. Dem bebenden Busen entfiel eine Rose, die mit einer Mirtenknospe verbunden war. Ihr Blick folgte der fallenden Blume und weilte auf ihr. Da wieherte der königlich geschmückte Zelter, den ein Edelknabe ihr vorführte, als rufe er die Gebieterin, und mit Hoheit schritt sie rasch vorwärts und schwang sich auf den Zelter. Von diesem Augenblicke an war die schöne Uraka gefaßt, und ihrer hohen Bestimmung eingedenk, kam der Stolz der Spanierin ihren verletzten Gefühlen zu Hülfe. Don Ramiro hatte sich aber schnell gebückt und die Blumen aufgehoben, die er in seinem Busen verbarg.

Ueberall geleitete sie durch Aragoniens Fluren die Huldigung der Edlen, welche herbeiströmten, die Herrscherin zu bewillkommen, und des durch ihre Schönheit und den königlichen Anstand entzückten Volks. Als sie der königlichen Residenz bis auf eine Meile sich genähert hatten, fanden sie den König in Begleitung des Erzbischofes von Saragossa in einem der königlichen Lustschlösser, der sie mit großer Ehrerbietung und sichtbarem Wohlgefallen empfing; allein wie bebte Uraka's Herz bei dem Anblicke des Gemahls, der in seinem Aussehen den Jahren weit vorausgeeilt zu sein schien. Wie ungleich war er dem jugendlich-kraftvollen Don Ramiro, dem edlen Gefährten ihrer Reise. Der Abstand war zu groß, als daß er nicht hätte auffallen müssen, um so mehr, da ihre Züge einander verwandt waren, und mit Zittern sah sie die Uebergabe ihrer Person aus Don Ramiros Hand in die Arme des schwächlichen Königs. Der Augenblick ließ ihr aber nicht Zeit, diesem Gefühle nachzuhängen, denn sie mußte sich schnell anschicken, sich von Don Pedro, ihrem Gemahl, im Triumph zur Residenz geleiten zu lassen. [Schluß im nächsten Hefte.]

Poetisches.

Sagen des Neckarthals, der Bergstraße und des Odenwaldes.

Jukunde von Stolzeneck.

von Justi.

Traurig-sinnend saß Jukunde
Auf dem hohen Felsenschloß—
Lehrend ihre beiden Söhne—
Als es süß wie Lautentöne
Sich durch's Maienthal ergoß:

„Oeffne deine stille Wohnung,
Holde Herzenskönigin!
Einen Ritter siehst Du nahen,
Der, um Minne zu empfahen,
Kommt mit ehrfurchtsvollem Sinn!"

„Laß die Todten friedlich ruhen!
Ach! schon manche Thräne quoll;—
Bei des Aufgangs Purpurkranze,
Bei der Sterne mildem Glanze,
Bebt mein Herz so heiß und voll!"

Zürnend sprach die treue Gattin:
„„Nahe dieser Wohnung nicht!
Schlummert gleich im heil'gen Lande
Längst mein Wilhelm, trennt die Bande
Dennoch Zeit und Schicksal nicht!""

„„Dem zuerst mein Herz geschlagen,
Schlägt es bis zur stillen Gruft,
Treue hab' ich ihm geschworen,
Deine Seufzer sind verloren
Und verwehn im Abendduft.""

„Treue hast du ihm gelobet;
Doch der Tod bricht jeden Schwur.
Soll der Wangen Roth verblühen?
Deiner Augen Gluth verglühen?
„Lebst du für die Todten nur?

„„Nein! ich lebe frischem Leben,
Meinem holden Knabenpaar!
Seh' ich einst sie herrlich blühen,
Dann mag diese Gluth verglühen,
Die dem Gatten heilig war!""

Ernst und sinnend schwieg Jukunde
Als der Ritter dieses sprach:
„Edle Frau vom heil'gen Grabe
Komm' auch ich, und süße Gabe
Folget meinem Flehen nach!"

„Rudoph bin ich, der die Freundschaft
Deines Gatten hat erstrebt;
Das Gerücht hat dich betrogen,
Prüfend hab' ich dir gelogen;
Wilhelm, der Beweinte, lebt!"

„„Komm herein,"" sprach die Entzückte,
„„Feurig nannte Wilhelm dich
Oft den Freund der zarten Jugend
Und das Urbild heil'ger Tugend;
Neues Leben strömt durch mich!""

Bald erstieg der wackre Ritter
Der Getreuen Felsenschloß;
Aber, welch ein Wonnebeben,
Wilhelm war's, der voller Leben
Selbst in seinen Arm sie schloß. *)

*) Von der sehr alten Burg Stolzeneck, deren dunkelrothe Trümmer schauerlich aus dem Gebüsche hervorragen, gehen viele Sagen im Munde des Volkes herum. Außer der oben als Romanze mitgetheilten, wollen wir hier noch eine erzählen, die mehr bekannt, aber für poetische Darstellung fast zu complizirt ist. Auf der Burg Stozeneck wohnte nämlich vor alter Zeit ein Ritter, der mit Gottfried's Heer gegen die Ungläubigen in's heilige Land zog, und seine Schwester mit einigen Dienern allein auf der Burg zurückließ. Während seiner Abwesenheit kam eines Tages ein fremder Ritter, der um die Hand des jungen Fräuleins warb; sein ungestümes Wesen, das nur zu oft in Rohheit ausartete, schreckte sie ab; sie wies ihn deßhalb von sich, und lehnte alle An-

träge mit „nein" ab! Der ergrimmte Freier ließ sie in's Burgverließ werfen, und alle Menschen und Thiere, die sich im Schloß vorfanden, ermorden. Nur der Liebling des Fräuleins, ein zahmer Rabe, rettete sein Leben durch schnelle Flucht in den nahen Wald. — Der Wütherich, welcher geschworen hatte, der Unglücklichen nicht eher Speise noch Trank zu reichen, bis sie ihm die Hand geben würde, kam alle Tage vor das Gitter ihres Kerkers, und jeden Tag hoffte er, der Hunger würde sie zwingen, in seine Wünsche einzuwilligen; allein zu seinem größten Erstaunen blieb sie fast ein ganzes Jahr hindurch bei dem einmal ausgesprochenen: nein! Der treue Rabe hatte sie nicht verlassen; täglich brachte er ihr Beeren und Früchte, ihren Durst zu löschen und ihren Hunger zu stillen, und auf diese Weise fristete er ihr Leben, bis endlich der Bruder vom Kreuzzuge heimkehrte. Er fand seine Burg ausgestorben und leer; vergeblich sah er hinab vom steilen Berge in's Neckarthal, doch nirgends entdeckte er eine Spur von der geliebten Schwester. Alle Nachforschungen waren umsonst, und schon hatte er die Hoffnung aufgegeben, sie jemals wiederzusehen, da vernahm er plötzlich ein leises Seufzen; eine wehmüthige Klage aus der Tiefe der schrecklichen Gefängnisse drang zu seinem Ohr; schnell folgte er dem bangen Ton den er bald als die Stimme seiner Schwester erkannte. Sie erzählte ihm, was ihr trauriges begegnet, aber im selben Augenblicke eilte dem Sturmwind gleich der fremde Ritter daher, stürzte mit gezücktem Schwerte auf den Bruder der Unglücklichen zu, der ohne Wehr und Waffen seinen Streichen beinahe erlegen wäre.— Aber, o Wunder! unter Sausen und Brausen flatterte ein Heer krächzender Raben aus dem Dickicht herauf, der Liebling des Fräuleins an der Spitze, und fiel über den Fremden her. Dieser vermochte sich des ungeheuren Schwarmes kaum zu erwehren; der Ritter von Stolzeneck benützte diesen glücklichen Augenblick sein Schwert aus der Scheide zu ziehen, und den Bösewicht zu durchbohren; schreiend sank dieser zu Boden. Die Raben fielen nun mit Gier über ihn her, hackten ihm die Augen aus, und tranken sein warmes Blut und ließen nicht eher von ihm ab, bis er ganz ohne Leben lag; mit gräßlichem Geschrei folgten sie selbst noch seiner Leiche, die in ungeweihter Erde verscharrt ward.

Das Bild des treuen Raben kann man noch in unseren Tagen in einem Bogen der Burg ausgehauen sehen.

Die Glocke von Wunnenstein.

Von Gustav Schwab.

Es steigt ein schöner Hügel,
Er steht voll Wald und Wein,
Dort weht der Lüfte Flügel
So kühlend und so rein;
Er trägt umsonst von Wonne
Den alten Namen nicht,
Es glänzt sein Haupt voll Sonne
Bis spät zum Abendlicht.

Und wenn ihr stehet droben,
Und seht die goldne Flur,
Wenn es euch drängt zu loben
Die herrliche Natur;
Wollt ihr im Lied euch laben,
Durch drei der Lande hallt's:
Durch Franken und durch Schwaben
Und in die blaue Pfalz.

Wohl lauschte heil'gen Klängen
Die graue Vorzeit schon:
Eine Glocke sah man hängen,
Die gab so hellen Ton.
Sie glänzte goldig im Blauen,
Wenn sie geschwungen ward,
Von frommen Klosterfrauen,
Geschenk von seltner Art.

Wenn man sie hörte nieden
Im Dorf und nahen Thal,
Da legten sich im Frieden
Die Menschen nach dem Mahl.
Sie schliefen bei dem Klange,
Nach heißem Sommertag,
Und ihnen war nicht bange
Vor Blitz und Wetterschlag.

In ihrem Erz da lebte
So segenvolle Macht,
Als wenn ein Herz drin bebte
Laut schlüg' auf hoher Wacht.
Wenn die Gewitter dräuten,
Hört' man aus hohem Sitz
Sie durch die Donner läuten,
Und sah sie glüh'n im Blitz.

Und auf die fromme Stimme
Horchte aller Wolken Schaar,
Daß sie in scheuem Grimme
Zerstäubten wunderbar.
Da fuhren links die Wetter
Zum Alpgebirge bald,
Und rechts ab mit Geschmetter
Zum fernen Odenwald.

Und weh den schönen Fluren,
Durch die sie zogen hin,
Wo auf die grausen Spuren
Die Morgensonne schien!
Doch an des Berges Fuße
Das Dörflein sicher lag,
Da schaute mit heiterm Gruße
Herein der junge Tag.

Die dichten Blumenlauben,
Kein Blättlein war gekränkt,
Die Pfirschen hatte, die Trauben
Ein süßer Thau getränkt,
Es wogten froh die Aehren,
Und wie vom Regen die Flur,
So glänzte von Freudezähren
Der Menschen Antlitz nur.

Da sah mit stillem Neide
Heilbronn die reiche Stadt,
Daß solche Wetterscheide
Das arme Dörflein hat.
Es muß sie wohl gelüsten,
Der Klang tönt gar so hold;
Wozu liegt in den Kisten
Das Silber und das Gold?

Des Schatzes Augen lauern
Mit tückisch rothem Schein;
Sie bieten ihn den Bauern,
Er lacht aus off'nem Schrein,
Sie sind bereit zu legen
Ihr Gold den Weg entlang,
Sobald der Glocke Segen
Von ihrem Thurme klang.

Bald hat die schwachen Herzen
Der eitle Glanz bethört:
„Es läßt sich ja verschmerzen,
Daß man sie nicht mehr hört!
Was kann ein Erz, das blinde?
Hellt blickt des Goldes Strahl!
Auch haben wir Berg' und Winde,
Die schützen unser Thal!"

Und unter dumpfem Dröhnen
Die Glocke steigt vom Thurm,
Es tönt wie banges Stöhnen,
Zerriß'ner Klang im Sturm.
Auf einen stolzen Wagen
Läd't sie das Landvolk auf;
Er kann die Wucht kaum tragen,
Oft stockt der Rosse Lauf.

Und wie sie langsam führten
Durch's Thal den Trauerzug,
Die Wind' und Wolken sich rührten,
Sich senkte der Vögel Flug;
Und brütend lag die Hitze
Auf Feld und Wald rings um,
Es leckten scheue Blitze
Den Boden bleich und stumm.

Und als sie vor den Thoren
Abluden ihren Hort,
Da sprach in ihre Ohren
Der Donner ein zornig Wort;
Und als man hub die Glocke
Mit Eile den Thurm hinan,
Sie kam hinauf nicht trocken,
Zu traufen es begann.

Jetzt ist es Zeit zu läuten;
Der Thürmer faßt den Strang.
Doch wehe, was will's bedeuten?
Die Glocke gibt keinen Klang!
Da draußen aber stürmet
Der Hagel und zuckt der Blitz,
Und Wolk auf Wolke thürmet
Des Himmels finst'rer Sitz.

Wie bang sie horchen Alle
Zum Glockenthurm empor,
Nicht tönt von ander'm Schalle
Denn schwerem Donner das Ohr.
Es winkt des Himmels Feuern
Das glühende Metall,
Und Häuser und volle Scheuern
Ergreift der Flammen Schwall.

Die Felder sind zerschlagen,
Die Bäume sind zerschellt,
Von Beten und von Klagen
Erschallen Stadt und Feld:
„Die Luft läßt nicht vom Sturme,
Der Himmel hängt voll Nacht,
Seit wir nach unſ'rem Thurme
Den stummen Fluch gebracht!"

So lösen sie mit Zittern
Die Glock' im hohen Haus,
Da hallt von den Gewittern
Der Donner mächtig aus.
Mit Macht und Müh' gehoben,
Steigt sie zum Wagen empor;
Der blaue Himmel droben
Thut auf das schwarze Thor.

Zwölf starke Roſſe ziehen
Am Wagen schnaubend fort;
Doch fehlt die Kraft den Knieen,
Sie kommen kaum vom Ort;
Eilt, eilet, seid nicht träge,
Fort mit dem schlimmen Gast! —
Doch auf dem halben Wege
Erliegen sie der Last.

Es hatten groß Betrüben
Die Bürger bei dem Zug;
Da kommt vom Dorfe drüben
Ein Bäuerlein am Pflug.
Wie der die Glock' erblicket,
So weint er wie ein Kind,
Hat schnell sich angeschicket,
Löſ't seine Thier' geschwind.

Er spannt sie vor den Wagen
Und schickt die Roſſe fort,
Die Bürger steh'n und zagen—
Denn auf sein Schmeichelwort
Ermannen sich die Thiere,
Sie ziehen rüstig, leicht,
Am Dorfe sind die Thiere
Bevor der Tag erbleicht.

O, herzliches Willkommen
Mit Liedern und Gebet!
Wie, aller Angst entnommen,
Das Dörflein auferſteht!
Denn auf den Knie'n gelegen
War es in Wettersnacht,
Weil draußen stand sein Segen
Verwaiſ't und unbewacht.

Es stand der Berg im Flimmern
Des letzten Sonnenstrahls,
Und wieder sah man schimmern
Die Wächterin des Thals;
Und als des Abends Dunkel
Verhüllend niederſank,
Ertönt' im Sterngefunkel
Von selbst der fromme Klang. *)

*) Ueber die Entstehung dieſer Glocke berichtet die Sage: Zur Zeit der Kreuzzüge griff auch der Ritter Stein von Wunnenstein zum Schwert und zog in's heilige Land. Als die Kreuzfahrer nach vielen Mühen und Kämpfen so weit vorgedrungen waren, daß sie die Zinnen von Jerusalem vor sich sahen, da fielen sie auf ihre Knie und baten Gott um Sieg in dem harten Kampfe, der ihnen noch bevorſtand; unser Ritter Stein that das fromme Gelübde, eine Kirche auf seiner Burg zu erbauen, wofern sie Jerusalem erobern, und er seinen heimathlichen Boden wiederſehen würde.

Der Kampf begann und die Fahnen der Kreuzfahrer wehten bald auf den Zinnen Jerusolems. Nach Jahren kehrte auch Ritter Stein auf seine Burg zurück, und erbaute, seinem Verſprechen getreu, eine Kirche, die dem heil. Michael geweiht wurde. Eine geweihte Glocke von ungeheurer Größe hing auf dem Thurm, die jedes Ungewitter von der Gemarkung Wunnenstein's verſcheuchte. Das Weitere erzählt das Gedicht.

Buntes und Allerlei.

Die Stiefmutter.

Chinesische Sage.

Als Sweng-Vang in China herrschte, fand die Wache seines Palastes einen Mann im Felde getödtet, und unfern desselben zwei Brüder, welche sie als Mörder desselben ergriff. Der Todte zeigte nur eine Wunde. Nur einer der Brüder konnte der Mörder seyn, und jeder der Brüder gestand, daß nicht der Bruder, sondern er die That begangen habe. Die Sache wurde dem Kaiser berichtet.

„Beiden das Leben zu schenken," sprach dieser, „würde dem Thäter Gnade gewähren, und beide hinrichten, wo nur einer schuldig seyn kann, wäre grausam. Man lasse die Mutter kommen, und ihr Ausspruch soll entscheiden. Sie muß ihre Söhne am besten kennen.

Das Weib ward herbeigeholt und mit dem Willen des Kaisers bekannt gemacht. In eine Flut von Thränen ausbrechend, rief sie endlich: „Wenn ich denn entscheiden soll, so laß den ältesten leben!"

Der Kaiser wunderte sich, daß sie den jüngern opferte, der gewöhnlich den Müttern am theuersten ist. Sie erklärte, deshalb befragt: „Der, welchen ich rette, ist nicht der Sohn meines Leibes, aus einer frühern Ehe ward er mir von seinem Vater anvertraut. Feierlich versprach ich diesem aber, ihn immer als mein eignes Kind zu betrachten, und bis jetzt habe ich mein Wort gehalten. Sollte ich von mütterlicher Liebe getrieben nun es brechen, das Leben des eigenen Sohnes zu retten? Was es meinem Herzen kostet —" Mehr zu sagen erlaubten ihr die Thränen nicht. Der Kaiser ward gerührt und begnadigte beide!

Die Brüder.

Ein Kaufmann stieg herab vom Gipfel der Gebirge. Er führte 24 Maulthiere, reich beladen. Da fiel auf der Mitte des Weges eine Bande wilder Räuber ihn an. Sie ergriffen seine Maulthiere und wollten sie entladen, um zu sehen, ob sie Geld in den Säcken fänden. Aber der Kaufmann beschwört sie, die Ballen nicht hinabzuwerfen: „denn," seufzt er, „mich jammert der armen Geschöpfe, ihnen mit Ab- und Aufladen immer neue Beschwerde zu schaffen." Da geräth der Hauptmann in Zorn und schreit: „Seht diesen Halunken, der nicht für sein Leben fleht, sondern nur für seine Thiere. Herzu, meine wackern Burschen! gebt ihm einen tüchtigen Dolchstich und streckt ihn zu Boden!"

Aber die Räuber hatten Mitleid mit dem guten Kaufmann, weil ihnen seine Gesinnung wohlgefiel. Da sprang der Hauptmann grimmig herzu, wie ein wilder Leu, und durchstach ihm die Seite. Tief erseufzend rief der Kaufmann, so laut er konnte: „Wo bist du, mein liebster Vater! Wann wirst du mich wiedersehen? — Wo bist du, meine liebste Mutter, um deinen sterbenden Sohn zu beweinen?"

„Wo ist deine Mutter?" sprach der grimmige Hauptmann, „ich will einen Brief an sie schreiben."

„Meine Mutter ist aus Arta und mein Vater aus Kreta, und ich hatte einen ältern Bruder, der ist ein Räuber geworden."

Der Hauptmann schaudert zusammen, schließt den Sterbenden in seine Arme, trägt ihn fort und bringt ihn zu den Aerzten. „O ihr, die ihr Männer heilt, die durch Dolch oder Kugel verwundet worden, heilt mir diesen jungen Mann. Es ist mein Bruder!"

„Wir haben Männer geheilt, die durch Dolch oder Kugel verwundet gewesen; aber Stiche, wie dieser sie empfangen, kann kein Arzt heilen."

„Nun nimm," seufzt der Sterbende, „meine Maulthiere hin und bringe sie zu unserm Vater!"

„O weh!" ruft der Hauptmann, „wie soll ich dies meinem Vater erzählen, wie es erzählen meiner armen Mutter? — Ich habe meinen Bruder ermordet und behalte seine Maulthiere, die ich geraubt habe!"

Ehestands- und Heiraths-Regeln.

(Nach Pater Abraham.)

Die Eheleute müssen einen guten Kopf haben, denn sie müssen gar oft das Abkämplen leiden.

Die Eheleute müssen gute Zähne haben, denn sie müssen gar manche harte Nuß aufbeißen.

Die Eheleute müssen gute Finger haben, denn sie müssen gar oft durch dieselben schauen.

Die Eheleute müssen einen guten Rücken haben, denn sie müssen gar manche schwere Last tragen.

Die Eheleute müssen einen guten Magen haben, denn sie müssen gar viele derbe Brocken schlucken.

Die Eheleute müssen eine gute Leber haben, denn es kriecht ihnen gar oft Etwas darüber.

Die Eheleute müssen gute Achseln haben, denn sie müssen gar oft dieselbe über eine Sache zucken.

Die Eheleute müssen gute Füße haben; denn es drückt sie der Schuh gar vielfältig. Mit einem Worte, Patientia ist die erste Haussteuer, welche den Eheleuten nothwendig ist.

Daher, meine Weltmenschen! so euch die Zähne nach dem Ehestande wässern, leget zuvor Alles wohl auf die Wagschaale, — fahret nicht gar zu gähe in den Haberbrei, damit ihr euch das Maul nicht verbrennt; erwäget fein reiflich alle Umstände, alle Eigenschaften und Neigungen jener Person, mit welcher ihr euch verbinden wollet. — Man soll fein zuvor, ehe man sich in eheliche Verlöbniß einläßt, Alles wohl betrachten, damit man nicht anstatt einer Gertraut, eine Bärenhaut,—anstat eines Paulen, einen Faulen, — anstatt einer Dorothee, ein Ach und Weh, — anstatt eines Philipps, einen Taugenichts, — und anstatt einer Sybill, eine Pfeffermühl heirathe. Zuvor muß man Alles erwägen, auf daß man nicht auf dem Roßmarkt einen Esel einhandelt, und Rüben für Rettig einkauft.

Eine Familie ist nicht ohne ein wenig Despotismus zu regieren; dies fühlt jeder Hausvater. In diesem Sinne können die Fürsten keine Landesväter mehr sein wollen.

Was ich thäte, wenn ich wieder jung würde.

1. Vor allen Dingen studirte ich Mathematik, lernte Schach- und Ombre-Spiele, stände früh auf und thäte einen heiligen Schwur, nie durch ein Augenglas zu sehen.

2. Ich läse keinen andern Dichter, als Homer, Horaz, Shakespeare, Cervantes, Göthe und Schiller; keinen andern Geschichtsschreiber, als Tacitus und Polyb.

3. Ich tränke nichts als Wasser, und äße weder Gemüse noch Backwerk, sondern bloß Fleisch und Baumfrüchte. Von Kaffee-, Chokolade- und Theetrinken wäre ohnedieß keine Rede.

4. Ich ließe mir eine große schwarze Tafel machen, worauf die Worte: schiebe nichts auf, und thue alles, was möglich ist, selber! mit goldenen Buchstaben ständen. Diese Tafel hinge ich über meinen Schreibtisch und läse sie täglich tausendmal.

5. Ich würde den Umgang von allen denen suchen, die ich gewöhnlich allein sähe.

6. Ich würde von allen denjenigen, über welche man lacht, eine gute Seite aufzufinden streben.

7. Ich würde Physik und Astronomie studiren, und sie als einen Theil des Religions-Unterrichts betrachten.

8. Ich würde die Bekanntschaft von allen Familien zu machen suchen, in welchen wohlerzogene Kinder wären.

9. Ich würde kein Mädchen früher mit Aufmerksamkeit ansehen, als bis ich eine Frau brauchte.

10. Ich würde immer schweigen, sobald ein älterer Mann spräche, und nie früher reden, als bis ich bestimmt wüßte, was ich sagen wollte.

11. Ich würde mich von schlechten Büchern, schlechten Kunstwerken, schlechten Schauspielen, elenden Gesprächen und schlechter Gesellschaft ferne halten.

12. Ich würde — ich würde — und was würde ich noch?—Wahrscheinlich alles das vergessen, und es gerade so machen, wie ich es gemacht habe, da ich noch jung war.

Weib — Frau — Gemahlin.

Wenn man aus Liebe heirathet, wird man: Mann und Weib; wenn man aus Bequemlichkeit heirathet: Herr und Frau; und wenn man aus Verhältnissen heirathet: Gemahl und Gemahlin. — Man wird geliebt von seinem Weibe, geschont von seiner Frau und geduldet von seiner Gemahlin. — Man hat für sich allein ein Weib, für seine Hausfreunde eine Frau und für die Welt eine Gemahlin. — Man findet sich in Alles mit dem Weibe, man bequemt sich mit der Frau und man arrangirt sich mit der Gemahlin. — Die Wirthschaft besorgt ein Weib, das Haus besorgt eine Frau, und den Ton besorgt eine Gemahlin. — Wenn man sich krank befindet, wird man gepflegt von dem Weibe, besucht von der Frau und nach dem Befinden erkundigt sich die Gemahlin. — Man geht spazieren mit seinem Weibe, man fährt aus mit seiner Frau und man macht Parthieen mit seiner Gemahlin. — Unsern Kummer theilt das Weib, unser Geld die Frau und unsere Schulden die Gemahlin. — Sind wir todt, so beweint uns unser Weib, beklagt unsere Frau und geht unsertwegen in Trauer unsere Gemahlin. — In einem Jahre heirathet wieder unser Weib, in sechs Monaten unsere Frau und nach der Condolenzzeit [in sechs Wochen] unsere Gemahlin.

Versprechen und Heirathen.

Man verspricht sich zuerst, und das Trauen folgt alsdann; das ist aber verkehrte Welt; denn was nützt ein Versprechen, bevor man sich traut? Zuerst muß man trauen, und dann versprechen.

Man verspricht sich; das ist ebenfalls verkehrt und ein Uebel; anstatt daß jedes dem Andern goldene Tage versprechen sollte, verspricht jedes nur sich goldene Tage. Man vermählt sich erst, dann läßt man sich scheiden; man sollte sich erst scheiden, dann vermählen. So lang sie Braut und Bräutigam sind, sind sie in einander verliebt; kaum sind sie verheirathet, so lieben sie sich erst recht, d. h. ein jedes liebt sich. Als Verlobte hängt der Himmel voll Geigen; als Vermählte werden aus den Geigen lauter Contrebässe. Als Verlobte leben sie unter Amors Flügel; als Vermählte wohnt er auf dem rechten Flügel und sie auf dem linken Flügel; sie hat sogleich einen andern Flügelmann, und nur in ihrem Flügel, aber nicht in der Ehe, findet sich einige Harmonie; sie spielt ihre Noten ganz allein, und nur, wenn sie Banknoten und Pfundnoten haben will, wird der Mann zu einem vierhändigen Stück eingeladen.

Ein Theaterdichter, der für das Odeon zu schreiben pflegte, las Picard eines seiner neuesten Produkte vor. „Ich habe zwei neue Stücke bei mir, sagte er, indem er in's Zimmer trat, eine Tragödie für's Theater Français, und ein Lustspiel für das Odeon." — Als er seine Vorlesung beendigt hatte, fragte Picard mit der Miene der Ungewißheit: Sagen Sie mir, Lieber, welches ist denn Ihr Trauer- und welches Ihr Lustspiel?

Hogarth wollte gern einen entrüsteten Musikus schildern. Er hatte sich dazu den Geiger Castrucci ersehen, welcher seit 1720 als erster Violinist bei der Oper in London angestellt war. Um nun seinen Zweck zu erreichen, ließ er vor dem Hause des Musikers von allen möglichen lärmenden Instrumenten, die auf der Straße aufzutreiben waren, plötzlich ein disharmonisches Konzert anstimmen, welches jenen sogleich an's Fenster trieb, und die Qualen, die sein musikalisches Ohr erlitt, in seinem entrüsteten Gesichte abbildete. Der dadurch ungestörte Zeichner stand in dem Fenster des gegenüberstehenden Hauses, und brachte voll Vergnügen die Gesichtszüge und Gebehrden des wüthenden Musikus zu Papiere. Daher das Blatt, welches die Unterschrift hat: Enraged musician.

Augustinus, der Kirchenlehrer, erzählt von einem Abenteurer, der sein Theater auf offenem Markte aufgeschlagen, und immer laut geschrien: Herbei, herbei ihr Leute! Ich will einem Jeden von Euch sagen, was er denkt. Alle Käufer und Verkäufer, die sich auf dem Markte hin und her drängten, liefen zu dem Marktschreier hin; denn Jedermann wollte gern wissen, wie das möglich wäre. Da nun endlich unter dem Volke Stille wurde, und alles die Ohren spannte, erhob der Mann seine Stimme und schrie: Wohlfeil denkt ihr einzukaufen, aber theuer zu verkaufen! Darüber erhob sich ein allgemeines Gelächter, denn alle mußten bekennen, daß der Mann die Wahrheit gesagt habe.

Wer Huldigung, Zuneigung nicht zu verdienen fürchtet, der ist ehrsüchtig, eifersüchtig; denn wer sie zu verdienen sich bewußt ist, der weiß sie auch im einzelnen Falle großsinnig zu entbehren.

Wenn mancher junge Mann wüßte, wie wenig die Blicke schöner Mädchen auf Wohlgefallen deuten! Sie sagen oft nur: Ich weiß wohl, daß auch du an meinen Triumphwagen angespannt bist und mich ziehen hilfst!

Was jenseits blüht, was jenseits lebt,
Kein Aug' es je erreicht:
Den Busen dunkle Sehnsucht hebt,
Doch das Verborgne schweigt.

Hier weilen will der trunkne Sinn,
Will hier mit leisem Grau'n
Ins Unermeßliche dahin,
Ins ferne Dunkel schau'n;

Verlieren sich im weiten Raum,
Den Adlers Blick nicht mißt;
Und träumen ungestörten Traum
Von dem, was jenseits ist.

Freier.

„Ein weiser Mann soll niemals lieben,"
Sprach jüngst Orbil in Nannys Gegenwart,
Und lächelnd sagte sie: „Das wäre doch zu hart,
Wenn einzig uns die Narren übrig blieben!"

Bramarbas.

Ihm gab mütterlichweise Natur unbändigen Stolz ein,
Daß nie schmerzlich er kund seiner Erbärmlichkeit sei.

Irischer Bull.

Leider! ist gar nicht bekannt so manches Poeten Geburtstag!
Künftig, ihr Britten, notirts, kommt ein Poet auf die Welt.

König Friedrich der Große und Minister von Dohm.

König.

Ich wäre gern durch Sie geschwind,
Mein lieber Dohm, verständigt,
Wo die Geschichte denn beginnt?

Dohm.

Sire, wo die Fabel endigt.

Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und rasch hinaus!
Kopf und Arm, mit heitern Kräften,
Ueberall sind sie zu Haus.

An Himmels Höhn
Die Sterne gehn,
In fester stiller Bahn;
Der Mensch, das schwache Kind der Zeit,
Blickt zu der ew'gen Herrlichkeit
Mit glaubensvollem Trost hinan.

Durch Wolken bricht
Der Hoffnung Licht,
Zur Erden-Welt herab;
Wer's aufnahm in sein frommes Herz,
Der wandelt ohne Furcht und Schmerz,
Mit Gottvertrau'n zum stillen Grab!

Viersilbige Charade.

Wenn die Natur erwacht zu neuem Leben,
Und laue Lüfte durch die Schöpfung weh'n;
Wenn aus den Knospen sich die Blüthen heben,
Im grünen Festschmuck' wir die Fluren seh'n;
Dann prangen zart, im mannichfalt'gen Kleide,
Und Düfte spendend meine ersten Beide.

Doch süßren Hauch's als ihre schönen Düfte,
Und höhern Werth's als ihren Farben Pracht,
Durchhallt ein süßer Laut die Frühlingslüfte;
Ein Himmelston in tiefer Brust erwacht.
Die Zweiten sinds, nur alles hier auf Erden
Kann ihrer Anmuth nicht verglichen werden.

Durch sie wird uns das Göttliche verkündet,
Und jedes Große zeiget laut ihr Mund, —
Und wenn das Herz sich zu dem Herzen findet,
So schließen sie den ewig-heil'gen Bund.
Dem Armen wehe, dem des Schicksals Walten
Das köstlichste der Güter vorenthalten.

Doch wenn von Furcht und zarter Schaam befangen,
Die Liebe nicht die lauten Zweiten wagt,
Und dennoch gern, obgleich mit leisem Bangen,
Was sie durchglühet, dem Geliebten sagt;
Dann giebt sie still die Ersten für die Zweiten,
Und Liebe wird das sinn'ge Ganze deuten.